1,40 DM / Band 94
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Schreie im Schreckenshaus

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Schreie im Schreckenshaus

John Sinclair Nr. 94

von Jason Dark

erschienen am 22.04.1980

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Schreie im Schreckenshaus

Plötzlich hörte ich das Atmen.

Das Geräusch warnte mich, und stocksteif blieb ich stehen. In der Dunkelheit war nichts zu sehen. Ich hatte sicherheitshalber eine Lampe mitgenommen, doch ich zögerte, sie einzuschalten. Meine Nackenhärchen richteten sich auf. Ich konzentrierte mich ganz auf dieses Atemgeräusch, das links von mir entstand. Ein Schauer lief über meinen Rücken. Und dann ging alles blitzschnell.

Ich sah den Schatten, hörte ein Pfeifen und warf mich nach vorn, hinein in die Dunkelheit.

Dumpf dröhnte über mir etwas gegen die Holzwand. Das Knirschen bewies mir, mit welcher Kraft dieser Bursche zugeschlagen hatte. Vielleicht hätte ich mich von diesem Treffer nie wieder erholt.

Das machte mich wütend.

Ich rollte herum, kam auf die Knie und schaltete die Lampe ein.

Der Strahl zerschnitt die Dunkelheit und traf einen Mann, der dabei war, sich von dem Fehlschlag zu erholen. Er hielt eine Eisenstange in der rechten Hand und schwang sie jetzt hoch über den Kopf.

Ich blendete ihn.

Der Kerl blieb in seiner Haltung stehen, kniff die Augen zusammen und wartete ab.

»Das war ein Mordversuch«, sagte ich kalt. Mit einem Ruck stand ich auf.

»Du bist hier eingedrungen«, erwiderte der Schläger mit ginrauher Stimme.

»Sie nicht?«

Er lachte.

Es war kein lautes oder nettes Lachen, sondern eher ein wissendes, und das machte mich mißtrauisch. Auf meinen Partner Suko konnte ich mich im Augenblick nicht verlassen. Er war nicht mit in das Lagerhaus eingedrungen, sondern trieb sich draußen auf dem Grundstück herum.

Ich mußte mit den Schwierigkeiten allein fertig werden.

Nie hätte ich damit gerechnet, überfallen zu werden. Ich hatte diesen Job nur durch Zufall übernommen. Und weil Suko gerade bei mir war, fuhr er natürlich mit.

***

Begonnen hatte es mit einem Anruf in einem Londoner Polizeirevier. Wir waren zufällig auf dieser Wache, um in einem anderen Fall einige strittige Punkte aufzuklären, als das Telefon läutete. Der Revierleiter hob ab. Er hörte zu und versprach dem Anrufer, zwei Leute zu schicken.

Ich erkundigte mich aus Neugierde, um was es ging.

»Geräusche aus einem Sarglager. Ein Spaziergänger rief an. Er redete von Geistern.«

Suko und ich tauschten nur einen Blick. Auch der Chinese war einverstanden.

»Wir werden die Männer sein, die dem Sarglager einen Besuch abstatten.«

Der Revierleiter schaute mich groß an, sagte aber nichts. Vielleicht hielt er mich für verrückt. Als wir an der Tür standen, meinte er: »Das hat doch nichts mit Ihnen zu tun, Gentlemen.«

»Es kann aber.«

Wir fuhren los. Das Sarglager lag auf einem von Maschendraht umgebenen Gelände. Das Schild vor dem Eingang besagte, daß ein gewisser Homer Scorpio dieses Lager besaß.

Suko war draußen geblieben, ich hatte das Holzhaus betreten.

Und war attackiert worden.

Jetzt stand ich vor dem Kerl und befahl ihm, die Stange fallen zu lassen.

Er schüttelte den Kopf. Nicht im Traum dachte er daran, seine Waffe zu Boden zu werfen, im Gegenteil, er ging sogar auf mich zu.

Das paßte mir gar nicht.

Wenn er es nicht anders wollte, würde ich ihn mit der Beretta stoppen. Die Kanone flößte ihm hoffentlich genug Respekt ein.

Ich kam nicht mehr dazu, meine Pistole zu ziehen, denn der Mann vor mir stieß einen Schrei aus.

»Curly!«

Mit Curly hatte er seinen Komplizen gemeint, und der befand sich schon dicht hinter mir. Unhörbar hatte er sich angeschlichen, wie ein alter Prärie-Indianer.

Ich wirbelte herum und wich gleichzeitig zur Seite. Auch Curly hatte eine Eisenstange. Er erwischte mich zwar nicht voll, doch er streifte meine Schulter.

Dieser Schlag reichte.

Wie von selbst entglitt die Taschenlampe meinen Händen, fiel zu Boden, leuchtete dort aber weiter. Nur stieß der Strahl in die Dunkelheit und verlor sich irgendwo.

Der erste Schläger brüllte: »Mach ihn fertig, diesen Hund!«

Curly kam fluchend näher. Ich erkannte seinen Schatten und sah auch, daß er die rechte Hand schlagbereit erhoben hatte. Geduckt blieb ich stehen. Aus den Augenwinkeln mußte ich noch den anderen Eindringling im Sichtfeld behalten. Keine leichte Aufgabe. Ich hätte wer weiß was darum gegeben, Suko in meiner Nähe zu haben.

Die Beretta ließ ich noch stecken. Zu leicht hätte sich ein Schuß lösen können, und auf diese Art wollte ich den Konflikt nicht lösen.

Curly führte den Schlag waagerecht. Er zielte dabei auf meinen Hals, doch ich ging in die Knie, und die Eisenstange pfiff über meinen Kopf hinweg.

Sofort sprang ich vor und rammte Curly meinen Kopf in die Magengegend.

Der Schläger flog zurück. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, sich zu fangen.

Da war noch der zweite.

In seinen Hieb wuchtete ich mich förmlich hinein. Als seine beiden Arme niedersausten, stieß ich die Fäuste hoch, traf ihn hart, und der Schlag schüttelte ihn regelrecht durch.

Der Angreifer fiel zurück. Er schwankte und hatte Mühe, sich von dem Treffer zu erholen.

Ich setzte noch eine Gerade nach. Sie trieb ihm die Luft aus den Lungen und ihn selbst zu Boden, wo er verkrümmt und schwer atmend liegenblieb.

Curly gab aber nicht auf.

Er umschlich mich wie ein Raubtier seine Beute. Die Zähne hatte er gefletscht, ich sah es, wenn er in den Lichtkreis der Lampe geriet.

Jetzt bückte ich mich nach der Lampe.

Doch Curly hatte aufgepaßt. Er sprang vor und schlug zu.

Darauf hatte ich gewartet.

Ich warf mich zur Seite und bekam gleichzeitig sein linkes Bein zu fassen.

Ein Ruck, und Curly lag flach.

Ich hatte Zeit, die Waffe zu ziehen, blieb vor Curly stehen und richtete die Mündung auf ihn.

»Pech für dich«, sagte ich. »So leicht ist es auch nicht, Polizisten auszuschalten.«

Curly knurrte nur.

Da betrat Suko das Lager. Er hielt ebenfalls eine Lampe in der Hand und sah sofort, was geschehen war.

»Das hatte ich mir fast gedacht«, sagte der Chinese. »Die Geräusche klangen doch ein wenig seltsam.«

»Ja, so kann man es auch sagen.«

Suko verschwand in der Dunkelheit. Ich hörte ein schleifendes Geräusch und wunderte mich schon, was mein Partner da anstellte, als es plötzlich hell wurde.

Suko hatte den Lichtschalter gefunden.

Das Licht war nicht sehr hell, reichte jedoch aus, um den Lagerraum zu erleuchten.

Wir befanden uns in einer langgestreckten rechteckigen Halle, die mit Holz gefüllt war. Teilweise war das Material zu Latten geschnitten. Sie stapelten sich an den Wänden der Halle. Dann sahen wir große Spanplatten und auch Kanthölzer. Letztere wurden in Containern aufbewahrt.

Die die einzelnen Holzpakete zusammenhaltenden Metallstreifen glänzten im Licht der runden Deckenleuchten.

Suko sammelte die Eisenstäbe auf.

Ich kümmerte mich um die beiden Einbrecher. Meiner Ansicht nach waren sie mit einem bestimmten Auftrag in diese Lagerhalle eingedrungen. Wie hatte der Spaziergänger noch gesagt? Es sollte ein Sarglager sein. Doch davon sahen wir nichts.

Bestimmt würden es die Einbrecher wissen.

Zuerst schleifte ich Curly über den Boden und lehnte ihn dann mit

dem Rücken gegen einen Holzstapel.

Sein Kumpan wurde von Suko solange im Auge behalten. Der Chinese ging mir nachher zur Hand und schnappte sich den zweiten Einbrecher, der unter seinem Griff jammerte und stöhnte.

»Stell dich nicht so an!« schimpfte Suko und ließ ihn auf den Hosenboden plumpsen. »Als du meinen Freund mit einer Eisenstange umbringen wolltest, warst du auch nicht gerade zimperlich.«

Der Knabe beruhigte sich wieder.

Ich schaute mir die Einbrecher genauer an. Beide machten einen abgerissenen Eindruck. Ihre Kleidung taugte nur noch für den Mülleimer. Curly hatte ein knochiges Gesicht mit verschlagen blickenden Augen, während im Gesicht seines Kumpels grauschwarzes Bartgestrüpp wuchs.

Ich sprang den Bartträger an. »Ihr Name?«

»Mac Brown.«

Ich nickte. »Und Sie heißen?«

»Curly Clever.«

Suko und ich mußten lachen. Clever heißt schlau. Und das war der Bursche wohl nicht.

»Was habt ihr in diesem Lagerhaus gewollt?«

»Uns umsehen«, antwortete Curly.

Ich schüttelte den Kopf. »Das nehmen wir Ihnen nicht ab«, erwiderte ich. »Einbrecher, die sich nur umschauen wollen, erschlagen normalerweise keine Menschen. Falls ich mich vielleicht nicht deutlich genug ausgedrückt habe, ich bin Polizeibeamter. Scotland Yard!«

Jetzt erschraken die beiden doch. Man kann auf die Polizei schimpfen, aber der Name Scotland Yard jagt im guten alten England noch manchem Ganoven einen Schauer über den Rücken.

So auch hier.

Ich hob warnend den rechten Zeigefinger. »Erzählt mir nur nicht, daß ihr hier Holz stehlen wolltet. Die Ausrede wäre zu billig. Wer hat euch geschickt?«

»Wir sind von allein…«

»Lügt mich nicht an!« zischte ich Curly zu. »Ich kann euch wer weiß was anhängen. Tätlicher Angriff auf einen Polizeibeamten bringt ein paar Jahre.«

Die beiden Ganoven schauten sich an. Mac Brown hob die Schultern. »Okay«, sagte er. »Ich werde dem Bullen Bescheid geben. Ist ja nichts dabei.«

Auf die Erklärung war ich gespannt.

»Wir sollten einen Sarg stehlen«, sagte Mac Brown.

Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit der Antwort. Ich wies in die Runde. »Särge sehe ich nicht. Also haltet mich nicht zum Narren,

verdammt.«

»Die Halle ist ja auch noch größer!«

Da konnte Brown recht haben.

Suko war ein paar Schritte weitergegangen. Jetzt drehte er sich um und nickte mir zu. »Stimmt tatsächlich, John.«

Ich war zufrieden. »Sollte es ein bestimmter Sarg sein? Und für wen wolltet ihr ihn stehlen?«

»Ja, es sollte ein bestimmter Sarg sein. Unsere Auftraggeberin ist Lady Gowan.«

Den Namen hatte ich nie gehört.

»Wie kommt ihr zu einer Lady?« fragte ich.

»Nur so.«

Eine miese Antwort. Doch ich wollte jetzt nicht weiter fragen, sondern mir das für später aufheben. Erst einmal sollten uns die beiden Einbrecher zu dem Sarg führen.

Ich winkte ihnen zu, und sie verstanden das Zeichen. Auf Kommando standen sie auf.

Suko und ich ließen ihnen den Vortritt.

Die beiden Diebe gingen leicht gekrümmt. Sie hatten die Schläge noch nicht so recht verdaut, doch darauf konnten wir keine Rücksicht nehmen. Für sie hätte es leicht schlimmer kommen können. Suko trug die Eisenstangen in der linken Hand. Hin und wieder warf er einen bösen Blick auf die Rücken der Einbrecher.

Mein Partner war sauer.

Verständlich, wie ich meine.

Wir erreichten das Ende der Halle und sahen dort eine Schiebetür, die etwa die halbe Breite des Hallenbodens einnahm.

Die Tür war offen. Curry schob sie auseinander. Einen Schritt weiter standen wir im Sarglager.

Hatte es vorhin nach frischem Holz gerochen, so glaubte ich hier einen muffigen Geruch wahrzunehmen. Muffig und irgendwie modrig. Wie auf manchen alten Friedhöfen.

Ich schaute Suko an.

Der Chinese nickte. Auch er hatte es also gerochen.

Wir waren umgeben von Särgen aller Preisklassen. In einem Schrank mit Glaseinbau standen die Urnen.

Suko hatte wieder den Lichtschalter gefunden. Auch die Beleuchtung hier war nicht als optimal zu bezeichnen. Die Ecken des Raumes verschwammen im Düstern.

»Welcher Sarg ist es?« fragte ich die beiden.

Sie schauten sich unbehaglich um. Von ihrer Forschheit war nicht mehr viel übriggeblieben. Aber auch mir gefiel die Umgebung nicht so recht. Denn beim Anblick der Särge wurde ich immer an ein Abenteuer erinnert, das mich fast das Leben gekostet hätte, denn ein

gewisser Zarcadi, hatte mich lebendig begraben.[1]

»Er… er ist nicht dabei«, sagte Curly. Ich glaubte, mich verhört zu haben.

Wollte der Kerl uns auf den Arm nehmen?

»Um uns eure Späße anzuhören, ist unsere Zeit zu kostbar«, erwiderte ich. »Welcher Sarg ist es?«

Wild schüttelte Curly den Kopf und machte ein betretenes Gesicht. »Wirklich, er ist nicht dabei!«

»Hat diese Lady ihn euch beschrieben?«

»Ja.«

»Wie sah er aus?«

»Nun… äh… anders.«

»Wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen, müssen Sie früher aufstehen!« fuhr ich den Dieb an, und Suko trat einen drohenden Schritt nach vorn.

»Ich habe die Wahrheit gesagt«, verteidigte sich Curly.

Dann mischte sich Mac Brown, sein Kumpan ein. »Curly hat recht. Sie können uns totschlagen, der Sarg ist hier nicht dabei.«

»Okay, okay.« Ich nahm es den beiden ab und ließ meine Blicke noch einmal über die hochkant und quer aufgestellten Särge wandern. »Gibt es hier noch ein anderes Lager?«

Die beiden Einbrecher tauschten einen blitzschnellen Blick. Ich hatte mit meiner Vermutung ins Schwarze getroffen.

Trotzdem sagte Mac Brown: »Nein!«

Ein großer Schritt brachte mich dicht vor ihn. Den bereute ich dann auch, denn die Ausdünstung des Knaben war nicht gerade dazu angetan, meine Geruchsnerven jubilieren zu lassen. Er stank wie ein altes Jauchefaß.

Ich hielt die Luft an und preßte zwischen den Zähnen hervor: »Los, raus mit der Sprache. Wo befindet sich dieses Lager?«

Mac Brown war kein Profi. Wahrscheinlich hatte ihn auch mein Blick eingeschüchtert. Sein zitternder Zeigefinger deutete nach vorn und gleichzeitig schräg nach unten.

Ich folgte der Richtung, Suko hatte die etwas schärferen Augen. »Das ist der Rand einer Falltür«, bemerkte er.

Nun sah ich es auch. Doch der Schrank mit den Urnen stand darauf. Ihn mußten wir erst zur Seite rücken.

»Nun macht euch mal an die Arbeit«, forderte ich die beiden Einbrecher auf.

Sie hoben die Schultern. Ihnen blieb nichts weiter übrig. Gemeinsam packten sie mit an. Einer lehnte sich mit dem Rücken gegen die Schmalseite, der andere schob.

Es ächzte und knirschte, als der schwere Schrank über den Boden geschoben wurde.

Dann lag die Luke frei. Wir sahen auch den Ring, an dem wir die Klappe hochziehen konnten. An dem Abdruck, der nicht von dem Möbelstück verdeckt gewesen war.

»Hochziehen!« befahl ich.

Curry bückte sich.

Sein Kumpan mußte ihm helfen, und gemeinsam bekamen sie die schwere Luke in die Höhe. Krachend fiel sie zu Boden. Der Aufprall blies Staub hoch.

Ich schaute in die rechteckige Öffnung.

Dunkelheit gähnte uns entgegen. Ich schnupperte, denn der Modergeruch hatte sich verstärkt.

Meine Nerven spannten sich.

»Gib mal die Lampe«, sagte ich zu Suko.

Er reichte sie mir rüber. Während ich in das Loch leuchtete, behielt er die beiden Diebe im Auge.

Millionen von Staubpartikeln tanzten innerhalb der Lichtbahn. Der Kegel traf auf einen Steinboden und hinterließ dort einen an den Rändern zerfasernden Kreis.

Aber ich glaubte auch Fußabdrücke zu erkennen. Folglich war vor uns schon jemand dort unten gewesen. Das machte mich vorsichtig und mißtrauisch. In diesen Augenblicken fühlte ich, daß der Fall mit der Festnahme der beiden Einbrecher nicht beendet war, sondern erst begonnen hatte.

Ich ließ den Strahl weiterwandern. Er riß tatsächlich einen alten Sarg aus der Dunkelheit. Als ich die Lampe näher an meinen Körper zog, traf das Licht auf eine Holzleiter, die in die Tiefe führte. Die Stufen sahen zwar morsch aus, aber wir mußten sie nehmen, wenn wir nicht hinunterspringen wollten.

Ich zeigte auf Curly. »Geh du vor!«

Der Dieb schaute mich an. Seine Unterlippe zitterte. Er hatte Angst, und darüber mußte ich lächeln. »Keine Bange, da unten hockt schon keiner, der Sie beißt.«

Er ging vor und stellte sich so ungeschickt an, daß er fast in das Rechteck gefallen wäre. Ich konnte ihn im letzten Moment an der Schulter abfangen.

»Anfänger!«

Curly schaute mich von unten flehentlich an und senkte den Blick. Ich konnte mir seine Angst nicht erklären. Er war ein Dieb wie auch sein Kumpan, und es wunderte mich, daß die beiden auf einmal solche Angst hatten.

Suko schob Mac Brown an den Lukenrand. Der zweite Einbrecher stieg sicher die Leiter hinunter.

Ich folgte den beiden. Um die Hände freizuhaben, hängte ich mir die Lampe an den Gürtel.

Zum Schluß kam Suko, bis wir schließlich alle vier nebeneinander standen.

Ich beschrieb mit der Lampe einen Kreis. Auf dem Sarg blieb der Kegel kleben.

»Das ist er also, nicht wahr?« fragte ich.

Die Diebe nickten. »Ja, ihn sollten wir holen«, erwiderte Curly.

»Und warum?«

»Keine Ahnung. Wir hätten ihn hier heraustransportiert und weggeschafft.«

Ich trat näher an die Totenkiste heran. »Der Sarg ist schwer und gar nicht so einfach zu transportieren.«

Die beiden hoben nur die Schultern.

Staub hatte eine dicke Schicht auf das Holz gelegt. Auch Spinnweben klebten an dem Sarg. Der Modergeruch war intensiver geworden. Dicht an der Totenkiste spürte ich ihn besonders deutlich.

Lag da vielleicht jemand drin?

Der Gedanke daran war nicht angenehm, aber ich wollte es wissen.

Suko hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich. Er nickte den beiden Einbrechern zu. »Faßt mal mit an!« befahl er.

Doch dazu kam es nicht.

Wir alle hörten das gräßliche Stöhnen- und ohrenbetäubende Schreien. Wie von der Schnur gezogen, bewegten sich unsere Blicke auf den Sarg zu.

Denn aus ihm waren die Geräusche gedrungen!

***

Mir standen auf einmal die Haare zu Berge.

Suko räusperte sich, und die beiden Diebe klapperten vor Angst mit den Zähnen.

In der Totenkiste lag jemand.

Ich zog meine Beretta. »Los, Suko!«

Der Chinese faßte mit an. Er mit beiden Händen, ich mit einer. Der Deckel war nicht festgeklemmt, sondern nur auf das Unterteil gelegt worden.

Es war leicht, ihn hochzuhieven.

Wir schafften es mit einem Ruck. Sofort kantete Suko den Sarg hoch. Ich nahm die Lampe vom Gürtel und leuchtete in das Sarginnere.

Eine Horrorgestalt starrte mich an!

***

Sie war kein Mensch mehr, sondern eine Leiche. Wie lange sie in dieser Totenkiste gelegen hatte, wußte ich nicht zu sagen. Es mußte aber ziemlich lange sein, denn die Verwesung war bereits weit fortgeschritten.

Strähnig hing grauweißes Haar an dem hageren Gesicht des Mannes

herab. Die Lippen gab es überhaupt nicht mehr. Durch die dünne Haut am Kinn und an den Händen schimmerten blanke Knochen. Die Augen wirkten tot und glanzlos. Das Leichenhemd zeigte ebensolche Stockflecken wie die Haut an den Wangen.

Man mußte schon starke Nerven besitzen, um solch einen Anblick ertragen zu können.

Ich konnte es, Suko auch, nur die beiden Einbrecher nicht.

Die Neugierde hatte sie einige Schritte vorgetrieben. Sie schauten in den Sarg, sahen das Monster, und ich erkannte, wie sich das Grauen langsam in ihre Gesichter meißelte. Fast synchron rissen sie die Lippen auf, und zwei gellende Angstschreie drangen aus ihren Kehlen.

Curlys Nerven waren die schwächsten. Der Dieb warf sich auf dem Absatz herum und wollte auf die Leiter zurennen, doch Suko packte zu und schleuderte ihn wieder zurück.

»Bleib hier, Freund!«

Mac Brown stand nur da und zitterte.

Ich aber legte auf das Horrorwesen an. Meine Mündung wies auf den Kopf des Zombies. Ich war bereit, ihm eine Kugel in den Schädel zu jagen.

Doch das hatte Zeit. Dieser Zombie lag sicherlich nicht ohne Grund hier unten. Und den wollte ich herausfinden.

Ein undefinierbares Geräusch drang aus seinem Maul, das mich an das Blubbern von Wasser erinnerte. Die Hände, die auf der Brust gelegen hatten, bewegten sich, suchten den Sargrand, fanden ihn, klammerten sich fest und stützten sich auf.

Der Untote stemmte sich in die Höhe.

»Vorsicht!« flüsterte ich mit heiserer Stimme. »Ich will sehen, was er vorhat.«

Zuerst verließ er den Sarg. Seine Bewegungen waren nicht flüssig, sondern liefen ruckhaft ab.

Dann saß er.

Der Zombie blickte sich um.

Er sah uns, doch er machte keinerlei Anstalten, uns zu attackieren.

Statt dessen verließ er seine Totenkiste, schwang zuerst das rechte Bein über den Sargrand, dann das linke. Wie jemand, der aus einer Badewanne steigt.

Die beiden Diebe zitterten vor Angst um die Wette. Als sie sahen, daß der Zombie genau auf sie zukam, verdrückten sie sich in die äußerste Ecke des Kellers.

Das Monster interessierte sich nicht für sie. Es ging weiter und blieb vor der Leiter stehen.

Ich befand mich in dessen Rücken und hielt meine Beretta nach wie vor schußbereit. Suko hatte die beiden erbeuteten Eisenstangen umklammert. Er würde notfalls sofort in den Kampf eingreifen.

Der Zombie dachte nach, wenn man bei ihm von dieser Fähigkeit überhaupt sprechen konnte. Vielleicht waren es Erinnerungsfetzen aus seinem früheren Leben, die ihm jetzt durch den Schädel quirlten. Er kam auch zu einem Ergebnis.

Beide Arme hob er hoch, umklammerte mit den Fingern eine Sprosse und hob das rechte Bein.

Er setzte es auf die Sprosse. Langsam kletterte er höher. Abgehackt und wie von einem Band gezogen.

Band! Das war es. Vielleicht hing er an einem unsichtbaren Band. Er hatte ein Ziel, das war zu sehen, und irgend jemand schien ihn zu rufen. Aber warum war er nicht von allein aus dem Sarg gestiegen und hatte schon viel früher das Gefängnis verlassen?

Eine Frage, auf die ich eine Antwort suchte.

Ich folgte ihm auf dem Fuße. Dort war die Haut bereits abgefallen. Makaber schimmerten die bleichen Knochen dicht vor meinen Augen. Ich mußte ihm so dicht auf den Fersen bleiben, denn ich wollte nicht, daß dieser Zombie uns reinlegte und die Luke zuschlug, wenn er oben angelangt war.

Daran dachte er nicht.

Er schritt quer durch das Sarglager auf die Tür zu, die von den beiden Einbrechern aufgeschoben worden war.

Bevor er die Schwelle überschritt, drehte er sich noch einmal um.

Ich hatte nach ihm als erster den verliesartigen Raum verlassen, die anderen waren mir gefolgt.

Mac Brown und Curly standen geduckt da und bebten weiter, während Suko das Horrorwesen lauernd anschaute.

Der Zombie schüttelte plötzlich seinen Kopf, als wollte er sagen, bleibt zurück oder verschwindet.

Dann schritt er weiter.

Seltsam, daß er uns nichts tat oder uns angriff, so etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Nun war ich sicher, daß uns der Untote zu seinem eigentlichen Ziel führen würde. Ich fragte mich nur, wie er dahin kommen wollte.

Wir schritten wieder durch das Holzlager. Der Geruch des frischen Holzes tat direkt gut, auch wenn den Untoten ein Hauch von Moder und Verwesung umgab.

»Der kann sich doch so nicht auf die Straße wagen«, murmelte Suko.

Ich hob die Achseln.

Die beiden Diebe gingen neben uns her. An Flucht dachten sie nicht mehr, denn sie fühlten sich in unserer Nähe sicherer, was durchaus zu verstehen war.

Doch dann geschah etwas, das all unsere Vorsätze und Pläne über den Haufen warf.

Wir hörten Motorengeräusche von mindestens zwei

herankommenden Wagen. Türen schlugen, und wenig später erklangen Schritte.

»Wir bekommen Besuch«, flüsterte Suko.

Ich nickte und schaute dann die Diebe an. »Wißt ihr etwas davon?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»Sie… Sie müssen uns glauben, Sir«, sagte Curly.

Doch, ich nahm es ihnen ab. Sie waren nicht mehr in der Lage, zu lügen.

Auch der Zombie mußte die Stimmen vernommen haben. Irritiert blieb er stehen.

»Der ist auch überrascht«, raunte Suko.

Mit einem Ruck wurde die spaltbreit offenstehende Eingangstür der Halle weiter aufgedrückt.

Einen Herzschlag später stürmten vier Männer in das Lagerhaus. Sie waren keine Untoten, im Gegenteil, sie waren sogar sehr lebendig. Und alle vier hielten schwere Revolver in ihren Fäusten…

***

Im ersten Moment waren wir ebenso überrascht wie auch die vier Kerle.

Sie gehörten zu den Typen, wie man sie auch in Mafiafilmen findet. Dunkelhaarig, breitkrempige Hüte, eng anliegende Mäntel, die sie vor der winterlichen Kälte schützten.

Ein Mordkommando!

Für uns?

Das alles spielte im Augenblick keine Rolle. Ich mußte zusehen, so rasch wie möglich Deckung zu finden, denn daran, daß die Revolver mit Liebesperlen geladen waren, glaubte ich nicht.

Um Suko brauchte ich mich nicht zu kümmern, der wußte von allein, was er zu tun hatte.

Aber nicht die beiden Einbrecher.

Sie standen schreckensstarr auf dem Fleck, schauten mit großen Augen den Untoten und auch auf die vier Männer, ohne zu begreifen, was eigentlich vorgefallen war.

Dann wurde geschossen.

Vor den Revolvern blitzte es grellweiß auf. Die Killer fächerten auseinander und feuerten in den Bewegungen. Im Fallen warf ich Curly mit um. Er landete ebenso hart auf dem Boden wie ich. Das Blei strich über unsere Köpfe hinweg.

Es klatschte in die aufgestapelten Holzstöße und blieb dort stecken. »Deckung!« schrie ich Curly durch das Krachen der schweren Revolver zu.

Es gab genügend Schutz. Die Holzstapel waren so dick, daß auch die

großkalibrigen Geschosse sie nicht durchschlugen.

Curly hörte zwar auf meinen Rat, doch er machte genau das falsche. Er sprang auf und hetzte auf einen Holzstoß zu.

Ich sah es, während ich mich über den Boden rollte, wollte noch schreien, doch zu spät.

Einer der Killer hatte seinen Revolver in Anschlag gebracht und war dem kleinen Dieb mit der Mündung gefolgt. Genau im richtigen Augenblick drückte er ab.

Curly sprang noch einmal in die Höhe, als hätte er mit dem Fuß in einen langen Dorn getreten. Dann erschien plötzlich ein großer Blutfleck auf seiner Brust, und der kleine Einbrecher brach zusammen.

Mac Brown erging es nicht anders. Auch er war in Panik geraten. Im Zickzacklauf versuchte er das Sarglager zu erreichen, um sich dort zu verstecken.

Suko brüllte ihm eine Warnung zu, während er gleichzeitig auf die Mörder schoß.

Die Warnung erreichte Mac zwar, aber sie nutzte nichts mehr. Zwei Kugeln stießen ihn zu Boden. Er prallte aufs Gesicht und blieb stumm liegen.

In mir schoß der Zorn wie eine gewaltige Welle hoch. Was waren das für Bestien, die kurzerhand waffenlose Menschen töteten? Die Diebe hatten ihnen doch nichts getan!

Die Antwort auf diese Frage mußte noch warten, denn die Kerle deckten Suko und mich mit einem wahren Kugelhagel ein.

Es war uns beiden gelungen, hinter den aufgestapelten Brettern Deckung zu nehmen. Und die war gut: Die Geschosse hackten in das Holz, doch uns konnten sie nichts anhaben, denn wir lagen im toten Winkel. Außerdem schossen wir hin und wieder zurück. Allerdings mit Silbermunition, doch auch die war für die Gangster tödlich, wenn sie richtig traf.

Die Lagerhalle war vom Krachen der Waffen erfüllt. Wenn ich von mir mal eine Nasenspitze sehen ließ, wurde sofort gefeuert. Dann hörte ich das Pfeifen der Kugel, und jedesmal hieb sie dicht vor meinem Gesicht in den Bretterstapel.

Es war die Hölle.

Einer der Kerle versuchte es. Er wollte quer durch die Halle rennen und somit zwischen Suko und mir hindurch, denn wir lagen uns schräg gegenüber.

Der Killer schoß dabei um sich. Er hatte zwei Revolver. Und beide blitzten regelmäßig auf.

Die anderen feuerten auf unsere Deckung. Ich behielt den Kopf unten, bis mir der Einzelgänger vor die Mündung lief. Für einen Moment nur hatte ich Zeit.

Ruhig drückte ich ab.

Der Mann brüllte auf und fiel zu Boden. Er hatte meine Kugel ins Bein bekommen.

Er jammerte und wimmerte, doch Mitleid hatte ich mit ihm nicht. Dieser Mann gehörte zu den Killern, die eiskalt Menschen umbrachten. Er hatte seine Waffe losgelassen, die rechte Hand um die Wunde gepreßt, den linken Arm ausgestreckt, und in dieser Stellung versuchte er, auf seine anderen drei Kumpane zuzukriechen.

Für Sekunden war eine Feuerpause eingetreten. Sie kam uns allen zugute.

Dicht vor mir sah ich die Kante des Holzstapels. Ein Geschoß hatte eine Kante so günstig für mich getroffen und Holz weggerissen, daß ich gut um die Ecke peilen konnte.

Auch die anderen drei Killer hatten Deckung gesucht. Wo, das wußte ich nicht.

Ich sah nicht einmal die Hutkrempen. Außerdem gab es in der Halle genügend Möglichkeiten.

Doch wo war der Zombie?

Als hätte er meine Gedanken gehört, so tauchte er plötzlich auf. Er hatte hinter einem niedrigen Stapel gekauert und richtete sich nun zu voller Größe auf.

Ich hielt den Atem an.

Was würden die Verbrecher unternehmen?

Sie feuerten.

Ein Hut und die Hälfte eines Gesichts tauchten auf. Mit ihnen eine Revolvermündung.

Schüsse krachten. Und auch von einer anderen Seite wurde gefeuert. Kugeln hieben in den Körper der Horrorgestalt, schüttelten den Zombie durch, aber sie töteten ihn nicht.

Der Untote wankte. Er breitete die Arme aus und brüllte schrecklich, doch er fiel nicht.

Das war für die Killer zu viel.

Sie flitzten aus ihren Deckungen hoch. Es waren brutale Männer, und sie hatten schon verdammt viel in ihrem Leben gesehen und auch hinter sich. Aber daß jemand unter ihren Kugeln nicht tot zu Boden fiel, war zu viel für sie.

Für die drei Mörder gab es nur eins.

Die Flucht.

Sie liefen rückwärts, feuerten aus allen Läufen und zogen sich zurück. Sie streuten ihre Geschosse, jagten kein Projektil gezielt aus dem Lauf, sondern wollten sich nur Luft verschaffen.

Mir war die Umgebung zu bleihaltig, deshalb blieb ich noch hinter dem Stapel hocken.

Einige Geschosse trafen auch den Zombie. Wieder wurde er zurückgestoßen, mehr jedoch nicht.

Wie ein Roboter folgte er den drei Gangstern.
Der vierte Mann blieb liegen.
Er versuchte sich aufzurichten, hob den rechten Arm und winkte fahrig. Ich befand mich in seiner Nähe und hörte die Stimme. »Nehmt mich mit! Laßt mich nicht im Stich, verdammt…«
Die anderen dachten gar nicht daran, ihren Komplizen zurückzuholen. Sie sprangen in die Wagen.
Türen knallten. Motoren heulten auf. In wilder, panikartiger Flucht suchten die Killer das Weite.
Ich wollte hinterher, doch der Verletzte brauchte für seine Misere wohl einen Sündenbock. Und den hatte er ausgerechnet in mir gefunden.
»Du bist schuld!« keuchte er, drehte sich auf den Rücken und legte auf mich an.
Ein Revolver war ihm entfallen, aber er besaß noch den zweiten.
Ich trug zwar auch die Beretta bei mir, doch die Mündung wies zu Boden.
Der Verletzte würde schneller sein!
Plötzlich hechtete ein Körper heran. Blitzschnell war der Schatten über ihm, und dann traf ein harter Karatetritt seine Waffenhand. Der Revolver wurde ihm aus den Fingern geschleudert, überschlug sich mehrere Male, klirrte auf den Boden und rutschte dort weiter, bis er von einem Holzstapel aufgehalten wurde.
Suko hatte noch rechtzeitig eingegriffen.
»Das war knapp!« stöhnte der Chinese und wischte sich den Schweiß aus der Stirn.
Ich nickte.
»Der Zombie«, sagte Suko. »Ich werde mich um ihn kümmern. Sieh du nach den beiden Dieben.«
Bevor ich etwas erwidern konnte, war der Chinese schon losgelaufen. Ich konnte mich auf ihn verlassen.
Damit ich die Gefahr völlig ausschaltete, kickte ich mit der Fußspitze den zweiten Revolver des Killers weg und wandte mich dann den beiden Einbrechern zu.
Curly war tot. Ihm konnte kein Arzt der Welt mehr helfen. Ich drückte nur noch seine Augen zu.
Mac Brown war zwar von zwei Kugeln getroffen worden, und seine Verletzungen sahen verdammt schlimm aus, aber er lebte noch.
Es stellte sich die Frage, ob ihn ein Arzt noch retten konnte.
Ich wollte es versuchen, rannte nach draußen zu meinem Wagen, den ich neben dem Zaun abgestellt hatte.
Über Funk rief ich die Ambulanz an und gleichzeitig auch die Mordkommission. Von Suko war nichts zu sehen. Er jagte noch hinter dem Zombie her.

Ich lief wieder zurück in die Lagerhalle.

Mac Brown lag auf dem Rücken. Sein Gesicht war verzerrt. Er mußte starke Schmerzen haben.

Seine Lippen bewegten sich. Er wollte mir etwas sagen. »Ich… ich werde sterben, nicht wahr?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sie schaffen es. Ein Arzt ist bereits unterwegs.«

»Was… was ist mit Curly?«

Ich senkte den Blick, und er wußte Bescheid.

Mac Brown wollte sich aufrichten, doch ich drückte ihn zurück. Er war sehr erregt. Vielleicht hätte ich ihm den Tod seines Komplizen nicht mitteilen sollen, aber der Fehler war nicht mehr zu beheben.

»Sie dürfen sich jetzt nicht aufregen, Mac«, sagte ich. »Bleiben Sie um Himmels willen ruhig.«

»Wir… wir haben ihnen doch nichts getan. Wir wollten doch nur den Sarg holen.«

»Für die Lady?«

»Ja.«

»Wo finde ich sie?«

»Südlich von London gibt es einen kleinen Bauernhof. Dort wohnt sie. Ihr hatte einmal ein Gut gehört, doch das mußte sie aufgeben. Curly und ich waren seit drei Tagen bei ihr angestellt. Wir… wir sollten arbeiten. Meine Tochter Linda… sie ist bei dieser Lady als Hausdame angestellt. Linda hat alles in die Wege geleitet, sonst hätten wir im Winter keinen warmen Platz gehabt. Paß auf, Polizist! Gib auf meine kleine Linda acht! Sie ist allein mit der Lady. Das Haus… es ist unheimlich.«

»Wo genau steht es?« drängte ich.

Noch einmal riß der Dieb die Augen auf. »Cold Plains. Zehn Meilen von Caterham entfernt. Aber… Vorsicht. Die Lady… sie ist… sie ist eine… sie…«

Er wollte noch ein paar Worte sagen, doch die Kräfte verließen ihn. Ein Schleier legte sich über seine Augen, ein letzter, röchelnder Atemzug der Blick brach.

Auch Mac Brown war tot!

Die Killer hatten ihr zweites Opfer gefunden.

Abermals drückte ich einem Toten beide Augen zu. Am liebsten wäre ich in den Erdboden versunken. Der Schock über diese Eskalation der Gewalt saß tief.

Ich spürte das Verlangen nach einer Zigarette, ließ die Packung jedoch stecken. In einem Holzlager war es streng verboten, auch nur an das Rauchen zu denken.

Statt dessen schaute ich mich um.

Die Kugeln hatten ziemlich aufgeräumt und lange Splitter aus den

aufgestapelten Hölzern gerissen. Sie waren auch durch die Halle bis in das Sarglager geflogen.

Ich ging hinüber.

Zahlreiche Särge waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Besonders die preiswerten zeigten die Spuren der großkalibrigen Geschosse. Ein senkrecht stehender Sarg wies faustgroße Einschüsse auf, und ich konnte in ihn hineinsehen, wenn ich wollte.

Meine Neugierde wurde geweckt, als ich etwas blinken sah.

Ohne lange zu zögern, hob ich den Deckel ab und stellte ihn zur Seite.

Fassungslos starrte ich in den Sarg.

Was da geblinkt hatte, war Gold!

***

Plötzlich sah ich Zusammenhänge. Jetzt wußte ich, warum die Killer aufgetaucht waren. Sie wollten das Gold. Dieses Sarglager diente als Goldversteck.

Gerade in der heutigen Zeit, wo der Kurs des Goldes von Tag zu Tag in schwindelerregende Höhen steigt, geraten Menschen in einen regelrechten Goldrausch. Sie kaufen wie verrückt und treiben den Preis noch höher. Klar, daß clevere Geschäftemacher dies ausnutzen und sich Gold in größeren Mengen besorgten. Auf welchen Wegen auch immer. Die Spekulationsgewinne dabei sind manchmal riesig. Von der eingesparten Steuer einmal völlig abgesehen.

Gold war wieder zu einem Objekt geworden, das die Menschen faszinierte und in seinen Bann schloß.

Mir kam der Name des Mannes in den Sinn, dem die Holzhandlung gehörte.

Scorpio!

Er hörte sich italienisch an, und die Männer, die auf uns geschossen hatten, waren ebenfalls südländische Typen gewesen. Sollte es zwischen ihnen und Scorpio eine Verbindung geben?

Ich glaubte fest daran. Und vor allen Dingen würde ich diesem Scorpio einige unangenehme Fragen stellen.

Schritte lenkten meine Aufmerksamkeit wieder ab.

Suko kam zurück.

Allein.

An seinem Gesicht las ich ab, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. »Er ist mir entwischt«, gestand er zerknirscht, schaute dann in den Sarg und bekam große Augen.

»Was ist das denn?«

Ich lächelte schmal. »Gold, mein Lieber.« Auf dem Boden der Totenkiste lagen die einzelnen Barren nebeneinander. Ich hob einen hoch und wog ihn in der Hand. »Dafür muß eine Frau lange stricken.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nichts.«

»Ist auch egal. Wichtiger für uns ist jetzt der Zombie. Du hast ihn also verloren.«

»Ja, schade.«

»Wie konnte das passieren? Er ist viel langsamer als du.«

»Dachte ich auch. Aber schau dir das Gelände einmal näher an. Das ist so unübersichtlich, da können sich zehn Leute verstecken, ohne daß du einen von ihnen siehst.«

Ich mußte Suko zustimmen. Bereits auf der Hinfahrt waren mir die zahlreichen Holzstöße aufgefallen. Hinter der Fabrik begann ein kleiner Wald, der sich ideal als Unterschlupf eignete.

»Wir werden ihn finden«, behauptete Suko.

»Das hoffe ich.«

Es paßte mir überhaupt nicht, daß ein Untoter in London herumlief und die Gegend unsicher machte. Ich wollte eine Fahndung ausschreiben.

Erst einmal wurden wir abgelenkt, da die Mordkommission eintraf und mit ihr auch die Ambulanz.

Letztere konnte sich um den angeschossenen Gangster kümmern, aber erst nachdem ich ihn verhört hatte.

Das war nicht drin.

Eine Ohnmacht hatte den Mann umfangen. Ich suchte nach Papieren, fand jedoch keine.

Die Killer hatten sich gut abgedeckt.

»Können Sie ihn nicht wieder wach bekommen«, wandte ich mich an den Arzt.

Der schaute mich an, als hätte ich ein Verbrechen von ihm verlangt. Er deutete auf das rote Rinnsal am Boden. »Der Mann hat viel Blut verloren und ist sehr geschwächt.«

»Sorry, ich meinte ja nur.«

Dann wechselte ich einige Worte mit dem Leiter der Mordkommission. Er machte keine Schwierigkeiten. Ich würde bei erstbester Gelegenheit noch einmal bei ihm vorsprechen.

Nun stand dieser Scorpio auf meiner Liste. Doch vorher wollte ich noch bei einer anderen einen Besuch machen.

Diese Person hieß Jane Collins!

***

Auf ihr blauschwarzes Haar war Linda Brown besonders stolz. Manchmal glänzte es wie das Gefieder eines Raben, dann wieder wie die tief blaue Farbe eines chinesischen Seidenteppichs.

Das Gesicht unter dieser Haarpracht war etwas rundlich und leidlich hübsch. Am lieblichsten waren vielleicht die beiden Grübchen in den Wangen.

Linda war zwanzig Jahre alt und froh, nach der Schule eine Anstellung gefunden zu haben. Mit ihrem Studium wollte sie noch zwei Jahre warten. Bis dahin mußte soviel Geld da sein, daß sie über die Runden kam.

Und ihr Geld verdiente sie bei Lady Gowan.

Die alte Dame zahlte gut, und bei diesem Gehalt nahm Linda auch deren Schrulligkeiten in Kauf.

Allerdings konnte man in der letzten Zeit von Schrulligkeiten nicht mehr reden. Lady Gowan hatte sich verändert. Sie war bösartiger und zynisch geworden, Eigenschaften, die Linda sonst bei ihr noch nie bemerkt hatte.

Nun ja, sie wollte sich nicht weiter darum kümmern. Sie mußte ihrer Arbeitgeberin sowieso dankbar sein, daß sie ihrem Vater einen Job gegeben hatte. Der Vater war tatsächlich ihr großes Problem. Er hatte den Tod seiner Frau nie überwunden. Früher arbeitete er als Lagerleiter und verdiente gut. Dann sackte er aber immer tiefer. Er griff zur Flasche, flog aus seiner Stellung und landete auf der Straße, wo er sich mehr schlecht als recht durchs Leben schlug. In zahlreichen Polizeirevieren war er ein bekannter »Gast«, denn er und sein Freund besorgten sich durch Diebstähle das, was andere Menschen durch harte Arbeit sich verdienten.

Linda aber beendete ihre Schulzeit. Da sie sehr begabt war und bei einer entfernten Verwandten lebte, schaffte sie die Reifeprüfung und konnte studieren.

In London.

Doch dort besaß sie keine Wohnung. Und Geld hatte sie auch nicht viel, und so hatte sie den Job bei der Lady angenommen. Irgendwie mußte ihr Vater davon Wind bekommen haben. Plötzlich standen er und sein Freund auf dem Hof des kleinen Guts.

Die Lady wollte sie erst fortscheuchen, doch auf Lindas Bitten hin stellte sie die beiden Männer ein. Sie waren für die groben Außenarbeiten zuständig und hatten wenigstens für den Winter ein Dach über dem Kopf, wobei sie sich außerdem noch ein paar Pfund verdienen konnten.

Zusätzlich hatte Linda die Hoffnung, daß ihr Vater irgendwann wieder Fuß faßte und in ein normales Leben zurückkehrte.

Da Linda einen Führerschein besaß, war sie auch für die Fahrten verantwortlich. Und an diesem Tag mußte sie die beiden Männer auf Geheiß der Lady zu einem großen Holzlager bringen, da dort ein Sarg abgeholt werden sollte.

Nach dem Grund dieses Auftrages hatte das Girl nicht gefragt. Überhaupt fragte sie wenig.

Sie hatte den Wagen am östlichen Rand des Fabrikgebäudes geparkt und wartete im Führerhaus darauf, daß die beiden Männer

wiederkommen würden.

Das einzige Fenster am Heck der Ladefläche war mit schwarzer Farbe überpinselt worden, damit niemand in den Wagen hineinschauen konnte. Linda fand das auch seltsam, doch es war ihr egal.

Nun wartete sie bereits eine halbe Stunde.

Links der schmalen Randstraße begann ein kleines Wäldchen. Rechts lag das Gelände der Fabrik. Die großen Lagerhallen konnte sie kaum sehen, da die gewaltigen Holzstapel alles verdeckten. Deshalb hatte sie auch nicht mitbekommen, in welches Lagerhaus die Männer gingen.

Allerdings besaß sie einen so günstigen Blickwinkel, daß sie die beiden Wagen sah, die auf das Grundstück fuhren. Schon eine Viertelstunde zuvor hatten zwei Männer das Lagerhaus betreten. Jetzt waren es vier Leute, die sich Einlaß verschafften.

Linda wurde unruhig.

Was hatte das zu bedeuten? Wollten die Männer vielleicht eine ungesetzliche Handlung begehen? Hoffentlich nicht, denn dann machte sie sich zum Mitwisser, und mit der Polizei hatte sie im Gegensatz zu ihrem Vater noch nie zu tun gehabt.

Nervös zündete sie sich eine Zigarette an.

Es war Nachmittag, und über das Land blies ein kalter Januarwind. Der gefrorene Boden erinnerte an Beton. Wenn es jetzt schneite, dann blieb das Zeug liegen.

Langsam kam die Dämmerung. Im Westen ging die fahle Wintersonne unter. Sie wärmte sowieso nicht und war auch mittags nur ein heller Fleck am Himmel.

Die Zeit verrann.

Das Girl rauchte hastig. Der blaue Dunst lag als Wolke innerhalb des Führerhauses.

Linda drehte die Seitenscheibe nach unten und ließ frische Winterluft in den Wagen.

Tief atmete sie durch.

Plötzlich glaubte sie, klackende Geräusche zu hören. Als würde jemand Erbsen auf ein Blechdach kippen.

Nach einer Weile verstummten die Geräusche.

Es wurde wieder still.

Linda drückte die Zigarette aus. Sie beugte sich dabei zur Seite und bekam sie nicht mit, wie drei Männer in großer Eile das Haus verließen, in ihre Wagen sprangen und losfuhren.

Erst als die beiden Fahrzeuge schon die Straße erreicht hatten, wurde Linda aufmerksam.

Sie hob die Schultern und schaute auf die Uhr. Jetzt mußten ihr Vater und dessen Freund eigentlich bald kommen, denn die Dunkelheit nahm immer mehr zu.

Ohne Licht konnte man nicht mehr fahren. Langsam verschwammen

auch die Konturen der auf dem Grundstück stehenden Holzstapel.

»So kommt doch«, flüsterte Linda. Sie schaute immer wieder aus dem Fenster, doch die Sicht wurde schlechter und schlechter. Deshalb sah sie auch nicht den Zombie, der über das Grundstück schlich und sich ihren Wagen als Ziel ausgesucht hatte.

Im toten Winkel kletterte er über den Zaun. Als er die Spitze erreicht hatte, ließ er sich kurzerhand fallen.

Mit einem dumpfen Laut prallte er auf den harten Boden. Sofort richtete er sich wieder auf. Ein leises Knurren drang aus seinem Maul. Er spürte keine Schmerzen, und auch die Kugeln hatten ihm nichts anhaben können. Wo sie ihn getroffen hatten, blieben Löcher zurück, und die Geschosse steckten noch in seinem Körper.

Der Zombie wußte Bescheid. Jetzt brauchte er das Mädchen nur zu überreden, abzufahren. Das mußte schnell gehen, denn auch er wußte, wer ihm auf den Fersen war.

Geduckt näherte er sich dem VW. Bis zum Heck schlich er vor, öffnete die Klappe und kletterte auf die Ladefläche. Von innen zog er den Einstieg zu.

Ein Teilziel war erreicht.

Bis zur Rückwand des Führerhauses schlich er vor und hämmerte gegen die schwarze kleine Scheibe.

Linda hörte das Geräusch und erschrak. Sie war in Gedanken vertieft gewesen.

»Dad? Bist du es?« Sie drehte den Kopf, obwohl sie durch die Scheibe nichts sehen konnte.

Ein unverständliches Gemurmel war die Antwort.

Linda stutzte. Wenn es ihr Vater war, weshalb kam er nicht zu ihr nach vorn wie bei der Hinfahrt?

Nun, er hatte sicherlich seine Gründe. Als es abermals klopfte, wertete Linda dieses Geräusch als Zeichen und startete. Sie gab etwas heftig Gas, und der Zombie verlor das Gleichgewicht. Er flog quer durch den Laderaum.

Zudem war der Weg auch nicht der beste. Ein Feldpfad, in dem die dicken Reifen einiger Lastwagen und Traktoren ihre Spuren hinterlassen hatten. Sie waren jetzt gefroren und wirkten wie Schlaglöcher.

Schon bald hatte das Girl die Straße erreicht und bog nach links ab.

***

Erst jetzt erreichte Suko die Stelle, wo der Zombie verschwunden war. Daß der Chinese nichts mehr sah, war klar.

Wütend zog er sich zurück.

***

Linda aber lenkte den Wagen bis zu einer Kreuzung. Rechts ging es in

die Londoner City, da wollte sie nicht hin. Sie hatte ein anderes Ziel.

Cold Plains, im Süden der Millionenstadt, wo sie bei Lady Gowan Arbeit gefunden hatte.

Sie hatte einige Meilen zu fahren, bis sie den kleinen Ort erreichte. Linda war nach wie vor davon überzeugt, ihren Vater und dessen Freund auf der Ladefläche zu haben, nebst dem abzuholenden Sarg.

Die Landschaft änderte sich. Sie wurde noch ländlicher. In weiten Kurven wand sich die Straße von Ort zu Ort. Am Rand stehende Wagen waren mit einer leichten Eisschicht bedeckt.

Die Temperatur fiel.

Linda hatte die Heizung auf volle Touren gestellt, doch der Wagen war alt, und die Heizung brachte auch nicht mehr viel.

In den Morgenstunden hatte es Nebel gegeben, und an den schattigen Stellen der Fahrbahn war die Nässe noch nicht verschwunden, und es konnte sich leicht Glatteis bilden. Daran dachte das Mädchen und senkte deshalb die Geschwindigkeit.

Sie erreichte den Ort Caterham, wo sie meistens größere Einkäufe für die Lady tätigte, und umfuhr ihn an der Westseite. Jetzt waren es nur noch neun Meilen bis nach Cold Plains, dem Dorf mit dem eigenartigen Namen.

Der Ort lag ungeschützt inmitten einer Ebene, über die stetig der Wind pfiff.

Es war kein Vergnügen, in Cold Plains zu wohnen. Deshalb bekam man die Grundstücke auch fast geschenkt.

Die Straße war schmal. Man konnte nie schneller als dreißig Meilen fahren, denn zahlreiche Kurven zwangen dazu, die Geschwindigkeit niedrig zu halten.

Das Gras der Felder zu beiden Seiten der Fahrbahn war braun vom Frost. Wagen begegneten dem Girl nur wenige. Wer fuhr schon nach Cold Plains? Und dann noch im Winter.

Linda rauchte wieder und blies den Qualm gegen die Frontscheibe, wo er zu langen Bahnen auslief und vom Gebläse durcheinandergewirbelt wurde. Das Girl nahm sich vor, ihrem Vater die Meinung zu sagen, wenn sie am Ziel war.

Cold Plains!

Das Ortseingangsschild war noch gut erhalten. Was man von den Häusern nicht behaupten konnte.

Bald rumpelten die Reifen über Kopfsteinpflaster, und kurz vor der Ortsmitte bog Linda in einen schmalen Weg ein, der direkt zu dem Gut führte, das am anderen Ortsende lag.

Einige blattlose Bäume wirkten so, als hätten sie sich nur in diese Gegend verirrt. Mit ihren kahlen Zweigen und Ästen sahen sie aus wie knorrige Gespenster.

Weiter vorn sah das Mädchen einen hellen Lichtfleck.

Das war schon das Gut.
Linda atmete auf. Geschafft. Zwei Minuten später hielt sie vor dem einstöckigen, langgestreckten Gebäude mit dem vorgezogenen Reetdach. Hinter zwei Fenstern im Erdgeschoß brannte Licht. Die Fenster waren klein und jeweils in vier Quadrate unterteilt.
Lady Gowan hätte die Ankunft des Wagens mitbekommen und verließ ihr Haus.
Sekundenlang blieb sie auf der Türschwelle stehen, von aus dem Haus fallendem Licht umspielt.
Ja, sie sah aus wie immer. Sie trug ein langes violettes Kleid, graues Haar, im Nacken verknotet, eine schwarze Stola um die mageren Schultern und hatte das faltige hagere Gesicht mit den sichelförmigen Augen leicht verzogen.
Linda stieg aus. »Puh, war das eine Fahrt«, stöhnte sie. »Noch einmal möchte ich in dieser Nacht nicht raus.«
Die Lady erlaubte sich ein Lächeln. Dann fragte sie: »Haben die Männer alles erreicht, was ich ihnen aufgetragen hatte?«
»Ich weiß es nicht!«
Lady Gowan riß die Augen auf. »Wieso nicht?«
Linda Brown hob die Schultern. Sie fror im Gegensatz zu der wesentlich älteren Frau, der die Kälte überhaupt nichts auszumachen schien. »Ich habe meinen Vater und seinen Freund nach ihrer Rückkehr noch nicht gesehen. Aber es ist jemand im Wagen. Sie werden so eingestiegen sein, daß ich sie nicht sehen konnte.«
»Woher wissen Sie dann, daß es Ihr Vater und Curly waren?« erkundigte sich die Lady.
»Weil ich jemand sprechen hörte.«
»Gehen Sie ins Haus!« befahl Lady Gowan.
»Ja aber ich wollte doch…«
»Geh!«
Wenn sie so sprach, duldete sie keinen Widerspruch, das wußte Linda. Dumme Pute, dachte sie, gehorchte jedoch. Sie wollte sich und vor allen Dingen ihrem Vater keine Schwierigkeiten machen.
»Und bleiben Sie auf Ihrem Zimmer«, rief die Lady ihr noch nach, als sie die Schwelle überschritt.
Vom Erdgeschoß aus führte eine Treppe im Halbkreis nach oben, wo die Schlaf- und Baderäume lagen. Linda kannte sie alle, auch die Räume im Erdgeschoß, nur in den Keller hatte die Lady sie nie gehen lassen.
Linda war sogar, davor gewarnt worden.
Leichtfüßig lief sie die Stufen hoch. Ihre beiden Zimmer lagen zwar zur anderen Seite hinaus, doch Linda dachte gar nicht daran, sich dorthin zu bewegen. Sie wollte in eines der Zimmer gehen, dessen Fenster zur Vorderseite wiesen.

Oben wandte sie sich nach rechts. Sie warf noch einmal einen Blick in die Halle, sah das Feuer im Kamin und auch die Schatten, die die tanzenden Flammen über den Boden warfen.

Ein romantisches Bild.

Linda öffnete die erste Tür. Es war das Ankleidezimmer der Lady. Allein hatte Linda sich noch nie hinein getraut, jetzt betrat sie es im Dunkeln. Sofort fiel ihr der modrige Grabgeruch auf.

Über ihren Rücken rieselte eine Gänsehaut.

Sie schüttelte sich und huschte auf Zehenspitzen bis zum Fenster. Mit zwei Fingern schob sie die schmale Gardine zur Seite und schaute hinaus.

Unten stand der VW-Bus. Mit offener Hecktür. Demnach waren ihr Vater und dessen Freund schon ausgestiegen. Doch warum zeigten sie sich nicht? Diese Frage beschäftigte das Mädchen.

Linda schob die Gardine noch weiter zurück, um ein besseres Blickfeld zu haben. Zum Glück fiel durch die nicht ganz geschlossene Tür noch Licht nach draußen.

Das Girl beugte sich vor. Mit der linken Hand stützte sie sich auf der Fensterbank ab.

Lady Gowan sah sie genau. Aber sie war nicht allein.

Ein Mann hielt sich in ihrer Nähe auf. Er ging rechts von ihr, mehr im toten Sichtwinkel, so daß Linda nicht erkennen konnte, wer es genau war.

Ihr fiel nur der abgehackte Gang auf.

So ging ihr Vater doch nicht.

Schon nach wenigen Schritten hatte die Dunkelheit beide Personen verschluckt. Linda sah nichts mehr. Sie nahm an, daß die Lady und der Mann in den Westflügel des kleinen Gutshauses gegangen waren. Dort hatte früher das Gesinde gewohnt. Jetzt hielten sich ihr Vater und Curly dort auf.

Linda wunderte sich immer mehr. Auch noch ein anderes Gefühl kam hinzu.

Angst.

Ja, sie hatte plötzlich Angst. Dieses Haus und auch die Person der Lady Gowan erschienen ihr unheimlich. Am liebsten hätte sie auf der Stelle ihre Sachen gepackt und wäre verschwunden. Doch das war nicht möglich. Erst mußte sie wissen, was mit ihrem Vater geschehen war. Und sie ahnte auch, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie hätte sich davon überzeugen sollen, wer auf die Ladefläche des Wagens geklettert war.

Nun mußte sie die Suppe auslöffeln.

Sie trat wieder zurück. Vorsichtig bewegte sie sich auf die Tür zu. Der seltsame Geruch lag nach wie vor über diesem Zimmer, und auch das starke Parfüm der Lady vermochte ihn nicht auszulöschen.

Wieder auf dem Flur, hörte sie von unten das Schlagen der Haustür. Die Lady war zurückgekehrt.

Linda vernahm ihre Stimme. Die Frau sprach mit sich selbst. Nur konnte das Girl nicht verstehen, was sie sagte, sie hörte nur hin und wieder ihr Kichern.

»Linda!«

Das Girl zuckte zusammen, als die schrille Stimme der Alten an ihre Ohren drang.

Linda wartete auch den zweiten Ruf ab und gab dann die Antwort. »Ja, Lady Gowan!«

»Sind Sie noch angezogen, Linda?«

»Natürlich.«

»Dann kommen Sie zu mir!«

Linda verzog die Lippen. Da war er wieder. Dieser barsche, harte Tonfall, der keinerlei Widerspruch duldete. Linda haßte ihn, aber sie fügte sich auch.

Langsam schritt sie die Stufen hinab. Die Lady stand vor der Treppe in ihrer Lieblingspose. Beide Hände hatte sie in die Hüften gestützt.

Vor ihr blieb Linda stehen.

Die Lady schaute sie an. »Was haben Sie oben gemacht?«

Nun mußte Linda schauspielern, und sie machte das gut. »Nichts habe ich gemacht.« Sie lächelte. »Warum?«

»Nur so. Sie können wieder gehen. Für heute brauche ich Sie nicht mehr.«

»Aber es ist noch nicht neunzehn Uhr. Der Abend hat gerade erst begonnen. Wir haben noch nichts gegessen.«

»Ich habe keinen Hunger. Sie können sich etwas kochen.« Linda senkte den Kopf und faltete die Hände zusammen. Sie machte einen etwas unschlüssigen Eindruck, was die Lady wohl bemerkte.

»Ist noch was?« erkundigte sie sich.

»Ja, was ist mit meinem Vater? Was hat er gesagt?«

Die Lady überlegte. »Er läßt Sie grüßen. Ihr Vater ist sofort gegangen.«

»Wohin?«

»Er wollte noch einmal ins Dorf. Er hatte Durst. Sein Freund übrigens auch.«

Warum lügt sie, dachte Linda. Weshalb verschweigt sie die Wahrheit? Was hat sie zu verbergen?

Die Fragen lagen ihr auf der Zunge. Doch Linda schluckte sie hinunter. Sie sagte keinen Ton, sondern nickte ihrer Chefin noch einmal zu und schritt die Treppe hoch.

In ihren Augen schimmerte es feucht.

***

»Du mußt eine Sonnenbrille aufsetzen«, sagte ich zu Jane Collins, als ich ihr Appartement betrat.

»Warum?«

»Weil meine Schönheit dich blendet.«

Jane kam mir einen Schritt entgegen, hob die Hand, drehte sie und fühlte nach meiner Stirn. »Tatsächlich«, sagte sie, »Fieber.«

Ich hauchte ihr einen Kuß auf die Wangen. »Komisch, als der Held im Fernsehen den Satz sagte, ist ihm seine Freundin um den Hals gefallen.«

»Du hättest als Fernsehstar sowieso nur eine Einschaltquote von zwei Prozent. Außerdem warst du beim Friseur.«

»Ja, gestern.«

»Hast du schon mal in den Spiegel geschaut?«

»Nein.«

»Laß es auch lieber.«

Ich lächelte. »Du hast so eine herzerfrischende Art, Komplimente zu machen, Darling. Anstatt mir etwas zu trinken anzubieten, moserst du mich an.«

»Sorry, John, ich hatte einen harten Tag hinter mir. Was möchtest du?«

»Nichts Alkoholisches.«

»Ich habe Tee aufgesetzt.«

»Okay.«

Wenige Minuten später dampfte das Getränk in den hauchdünnen Porzellantassen. Eine gemütliche Atmosphäre breitete sich aus. Jane lehnte sich zurück.

Sie trug ein rotes Strickkleid und hatte das lange blonde Haar im Nacken zusammengebunden. Am liebsten wäre ich jetzt bei ihr geblieben, doch ich hatte etwas auf dem Herzen, und das sah sie mir an.

»Du willst was von mir«, stellte sie fest.

Jane hatte einen harten Tag hinter sich, deshalb wollte ich nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. »Cheerio!«

Die Detektivin runzelte die Stirn. »Mit der Teetasse stößt du an? Ich glaube, bei dir ist wirklich einiges durcheinander gelaufen, mein lieber John.«

Ich nahm einen Schluck. »Phantastisch. Du bist eine ausgezeichnete Teeköchin.«

»Besser als Glenda Perkins?« erkundigte sie sich mit einem Stich auf meine Sekretärin.

»Gleich gut.« Ich stellte die Tasse ab und lächelte diplomatisch.

Jane Collins lachte auch. Doch sehr schnell wurde sie wieder ernst. »Du hast dich lange nicht mehr blicken lassen, John. Ist das nun ein Freundschaftsbesuch?«

»Leider nein.«
»Also dienstlich.«
Mein Gesichtsausdruck wurde ernst, als ich nickte. »Sogar sehr dienstlich. Ich hänge in einem Fall, der bereits zwei Menschenleben gekostet hat.«
Jetzt verschwand auch bei Jane Collins das Lächeln. Von Müdigkeit war nichts mehr zu spüren. »Erzähle bitte.«
Ich legte die Karten offen auf den Tisch. Jane hörte genau zu und nickte ein paarmal. Danach fragte sie: »Was habe ich mit der Sache zu tun?«
»Ich habe doch Linda Brown erwähnt, das Mädchen, das bei dieser Lady Gowan lebt.«
»Ja. Und wie ich dich kenne, siehst du die Kleine in einer großen Gefahr schweben.«
»Genau.« Jane hatte mich gut durchschaut.
»Wie soll ich das anstellen?«
Ich nahm einen Schluck Tee und hob den Zeigefinger. »Da habe ich mir auch schon etwas einfallen lassen. Du fährst noch heute abend nach Cold Plains und wirst dir Einlaß bei Lady Gowan verschaffen.«
»Kannst du mir sagen, wie ich das anstellen soll?«
»Sicher, du täuschst eine Autopanne vor.«
»Der große Meister hat also vorgedacht.«
»Klar.« Ich leerte die Tasse. Über den Rand hinweg schaute ich Jane Collins an.
Als sie meinen Blick bemerkte, mußte sie lächeln. »Du weißt genau, John, daß ich dir nichts abschlagen kann. Die Sache geht klar. Ich übernehme den Job.«
»Danke.«
»Wo willst du hin?«
»Zu diesem Scorpio, denn die Goldgeschichte interessiert mich sehr.«
»Meinst du, daß die beiden Fälle zusammenhängen?«
»Möglich.«
»Sei vorsichtig, John.«
Ich nahm Jane in die Arme und schaute ihr ins Gesicht. »Das bin ich, Darling. Außerdem deckt Suko mir den Rücken, wenn wir zu Scorpio gehen.«
»Aber wenn der wirklich mit der Mafia zu tun hat, nutzt dir auch Sukos Rückendeckung nichts.«
Ich wich vom Thema ab. »Fahr du nach Cold Plains, und nimm deine Astra mit. Die Silberkugeln hast du ja?«
Jane Collins nickte. »Dank deiner Güte habe ich einige Schachteln mit Munition bekommen.«
»Ich hoffe nur, daß du sie nicht benötigst. Die Silberkugeln hatte ich im vorigen Monat aus Schottland geholt. Dort existiert ein Kloster, in

dem ein Mönch als Schmied arbeitet. Er stellt mir meine Munition her. Fast hätte ich die Kugeln nicht bekommen, denn die Teufelsrocker wollten das Kloster stürmen. Uns war es im letzten Augenblick gelungen, dieses Vorhaben zu vereiteln.«[2]

Zum Abschied bekam ich von Jane einen langen Kuß.

»Und was ist mit dir? Wann sehe ich dich wieder?«

»Sobald ich mich und Suko von Scorpio loseisen kann, werden wir dem Gut einen Besuch abstatten.«

Gemeinsam fuhren wir nach unten. Dort stiegen wir in zwei verschiedene Wagen.

Jane in ihren frisierten VW, ich in meinen Bentley. Wir fuhren in entgegengesetzte Richtungen. Und jeder einem haarsträubenden Abenteuer entgegen.

***

Linda Brown hatte sich noch immer nicht erholt. Im Gegenteil. Das Mißtrauen, die Angst und die Unwissenheit gärten in ihr. Sie hockte in ihrem Zimmer, hatte die Hände gefaltet in den Schoß gelegt und starrte zu Boden.

Sie wußte genau, daß irgend etwas nicht stimmte. Lady Gowan hatte sie belogen.

Doch warum? Welchen Grund konnte sie für ihre Lüge angeben? Wahrscheinlich gar keinen, denn ihre Chefin würde sich hüten, auch nur ein Wort verlauten zu lassen.

Es gab nur eine Möglichkeit für Linda: Sie mußte auf eigene Faust das Rätsel lösen.

Daß es gefährlich war, sagte ihr der sechste Sinn. Das Haus barg ein Geheimnis, davon war sie nun überzeugt. Sie ärgerte sich jetzt noch, daß sie nicht nachgeschaut hatte, wer da auf die Ladefläche ihres Wagens geklettert war.

Das Girl hob den Blick. Unter der Decke brannte eine alte Schalenleuchte. Der Schein glitt über das Bett und den antiken Kleiderschrank, der noch von ihrer Chefin stammte. Linda selbst besaß keine eigenen Möbel, nur ein paar Kleider und Schuhe. Auch das alte Holzbett mit den hohen Kissen hatte sie von der Lady bekommen. Darin ließ es sich wunderbar schlafen.

Linda stand auf und ging zum Fenster. Ihr Herz schlug schneller, ein Zeichen für ihre Nervosität. Auch glühten ihre Wangen, und die Hände konnte sie nicht mehr ruhig halten.

Sie schaute auf den Hof.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Kein Licht brannte hinter dem Haus, und plötzlich kam ihr der Hof direkt unheimlich vor. Als sich ihre Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, sah sie die abgestellten Ackergeräte, die bei Wind und Wetter vor sich hin

rosteten. Auch die Konturen des kleinen Anbaus waren zu erkennen. Das Gebäude stand im rechten Winkel zum Haupthaus und besaß ein flaches Dach. Wie auch den Keller, so hatte das Girl den Anbau noch nie betreten. Die Lady erlaubte es nicht.

Die Lady, die Lady! Immer nur sie. Linda kam sich wie eine Gefangene vor, wenn sie näher darüber nachdachte. Und das wollte sie auf keinen Fall sein. Sie war auch wer, und sie ließ sich nicht länger unterdrücken. Auch nicht von Lady Gowan. Wenn es ein Geheimnis in diesem Haus gab, würde sie es herausfinden.

Kurz entschlossen verließ Linda ihr Zimmer. Auf dem Flur blieb sie stehen und lauschte.

Lady Gowan befand sich nicht in ihren Zimmern. Linda hätte es gehört, wenn die Lady die Treppe nach oben gekommen wäre. Und das war gut so, denn nun konnte sie die oberen Räume durchsuchen. Am Ende des Ganges gab es nämlich einen Raum, den sie noch nie betreten hatte und auch nicht betreten durfte. Er war immer abgeschlossen. Linda wußte jedoch, daß es zwischen dem Zimmer davor und diesem geheimnisvollen Raum eine Verbindungstür gab, die nicht versperrt war.

Das war ihre Chance.

Auf Zehenspitzen schlich sie weiter. Um sie herum knackte und knirschte es geheimnisvoll. An diese Geräusche hatte sich Linda jedoch gewöhnt. Es war das alte Holz, das arbeitete.

Der dicke Teppich ließ das Gefühl aufkommen, über Rasen zu laufen. Linda passierte die Türen, die zu Lady Gowans Privatzimmern führten. Sie stand schließlich vor der letzten auf der rechten Seite des Ganges.

Noch einmal überlegte sie. Wenn sie jetzt hineinging und man erwischte sie, war es aus.

Zurückgehen?

Nein, nun nicht mehr. Sie war fest entschlossen, das Geheimnis zu lüften.

Linda schritt wieder bis zur letzten Tür zurück und legte ihre Hand auf die Klinke.

Das Messingmetall fühlte sich kühl an. Noch einmal atmete Linda durch und drückte die Tür auf.

Gut geölt schwang sie nach innen. Das war der Vorteil in diesem Haus. Hier knarrte keine Tür. Wenigstens nicht in den beiden Wohntrakten. Wie es im Anbau und im Keller aussah, wußte Linda nicht.

Wieder nahm sie den seltsamen Geruch wahr. Dieser modrige Geruch, der ihr vorher gar nicht aufgefallen war. Nun jedoch empfand sie ihn als direkt abstoßend.

Leise drückte sie die Tür hinter sich ins Schloß. Als grauer Umriß war das Fenster zu erkennen. Sehr gut kannte sie sich hier nicht aus,

und nach zwei Schritten stieß sie auch prompt mit dem Schienbein gegen ein Möbelstück.

Linda unterdrückte jeden Laut, atmete nur durch die Nase und schlich weiter.

Links war die Verbindungstür. Zwei alte Kommoden rahmten sie ein. Sie hatte einmal gesehen, was die Lady in den Schubladen unter anderem aufbewahrte.

Kerzen und Streichhölzer.

Sie lagen in der zweiten.

Das Girl nahm eine Kerze zur Hand, zündete sie jedoch nicht an, sondern drückte die Klinke nieder.

Die Tür klemmte. Linda mußte sich mit ihrem Gewicht dagegenstemmen, um sie aufzubekommen.

Einen Schritt später stand Sie in dem düsteren Raum.

Erkennen konnte sie nichts. Sie blieb einfach stehen und atmete mit offenem Mund.

Vorsichtig streckte sie den linken Arm aus, und ihre Finger glitten über die Platte eines kleinen Tischchens, bis sie den Fuß einer Lampe zu fassen bekam.

Eine Lampe ist immer noch besser als eine Kerze, dachte Linda. Sie hatte sich entschlossen, Licht zu machen. Wenn die Lady nicht gerade draußen herumlief und nach oben schaute, würde sie gar nicht merken, daß es im Zimmer hell war. Linda vertraute einfach auf ihr Glück.

Sie ertastete die Schnur und fand auch bald den daran angebrachten Schalter.

Ihn schob sie nach vorn.

Der gebogene Schirm filterte einen Teil des Lichts, aber die matte Helligkeit reichte aus, um sich umschauen zu können.

Links sah Linda einige Möbel. Abgedeckte Sessel, ein kleines Sofa und der Form nach zu urteilen, einen ovalen Tisch. Ein Teppich lag ebenfalls auf dem Boden. Er war jedoch nicht sehr groß, so daß die Umrisse einer Falltür freiblieben.

Der Einstieg kam Linda seltsam vor. Eine Falltür in diesem Haus, und dann noch in der oberen Etage?

Was hatte das zu bedeuten? Lag darin vielleicht die Lösung des Rätsels?

Lindas Blick wanderte weiter zum Fenster.

Links neben dem Fenster sah sie einen Gegenstand an der Wand lehnen. Linda konnte nicht genau erkennen, was dies war, deshalb ging sie zwei Schritte vor.

Abrupt blieb sie stehen. Ihre linke Hand fuhr hoch zum Herzen und preßte sich gegen die Brust.

Der Gegenstand war ein hochkant gestellter Sarg!

Doch damit nicht genug. Der Deckel des Sargs fehlte. Dafür schimmerten in seinem Innern die bleichen Knochen eines Skeletts…

***

Im ersten Moment glaubte Linda, vor Angst wahnsinnig zu werden. Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder gefangen hatte. Sie merkte, daß ihr das Skelett nichts tat.

Trotzdem war dieser Anblick ein regelrechter Schock für sie.

Alles hätte, sie in diesem Zimmer vermutet, nur kein Skelett. Es gab keinen Zweifel, daß dieser Knochenmann der Lady gehörte. Was wollte sie nur damit?

Nachdem Linda ihren ersten Schreck überwunden hatte, ging sie auf das Skelett zu. Vor dem offenen Sarg blieb sie stehen. Die Totenkiste hatte man mit Samt ausgelegt. Das Skelett paßte gerade hinein. Linda sah den hellen Schädel, die leeren Augenhöhlen, die Rippen, die einzelnen Gelenke, die Hände und Füße.

Ein schauriges Bild…

Die Gänsehaut kam automatisch und rann wie ein kalter Wasserschwall über ihren Rücken.

War dieses Skelett etwa der Grund, weshalb sie das Zimmer nicht betreten durfte?

Es sah ganz so aus. Linda Brown faßte sich ein Herz, streckte den Arm aus und berührte mit den Fingerspitzen den Knochenmann. Er fühlte sich kalt an, als wäre er tiefgefroren.

Schaudernd zog das Girl seine Hand wieder zurück. Nein, das war widerlich. Linda wollte das Zimmer verlassen. Sie wandte sich um und schritt auf die Tür zu.

Eine Körperlänge vor der Schwelle vernahm sie plötzlich das Knarren.

Wie verzweifeltes menschliches Stöhnen hörte es sich an. Bei Linda stellten sich die Nackenhärchen auf. Mit offenem Mund blieb sie stehen, ihre Augen wurden groß, die Knie begannen zu zittern.

Leicht drehte sie den Kopf und warf einen Blick nach rechts. Von dort war das Geräusch gekommen.

Da sah sie es.

Die Falltür stand einen Spaltbreit offen. Und aus diesem Spalt schaute eine schreckliche Fratze hervor, die von strähnigen weißen Haaren umrahmt wurde.

Ein Horrorwesen eines, das lebte!

Linda Brown bekam es so mit der Angst zu tun, daß sie nur noch an Flucht dachte. Sie wollte so rasch wie möglich aus dem Zimmer raus, sprang über die Schwelle, ließ das Licht brennen, stieß im Nebenraum mit der Schulter gegen die Wand, riß die Tür auf und taumelte in den Flur.

Dort blieb sie schwer atmend stehen. Sie hatte in den letzten Sekunden nicht darauf achten können, lautlos zu sein, dafür war die Panik zu groß gewesen.

Erholen konnte sich das Mädchen nicht.

»Linda! Linda!« drang die keifende Stimme der Lady zu ihr hoch. »Was ist geschehen?«

Die Zwanzigjährige bekam einen Schreck. Himmel, was sollte sie jetzt machen? Sie konnte Lady Gowan unmöglich die Wahrheit sagen, das war Selbstmord.

»Linda!«

Schrill und scharf wurde ihr Name gerufen. »Was machen Sie da oben? Sie sollten doch in Ihrem Zimmer bleiben!«

Das Mädchen gab keine Antwort. Es hatte die Schneidezähne in die Unterlippe vergraben und stand auf dem Gang. Mit der Schulter lehnte sie an der Wand. Die linke Hand hielt sie auf ihr klopfendes Herz gepreßt.

Schritte!

Jetzt kamen sie die Treppe hoch.

Lady Gowan ließ sich durch Schweigen oder Ausflüchte nicht abhalten, selbst nachzuschauen.

Ins Zimmer laufen! Du mußt in dein Zimmer laufen! dachte das Girl. Noch besteht eine Chance.

Doch sie konnte nicht. Etwas hinderte sie. Der Schock vielleicht oder die Angst…

Die Lady hatte die Hälfte der Treppe hinter sich. Es lag kein Teppich auf den Stufen. Das regelmäßige Tack Tack ihrer Schritte hämmerte in den Ohren des Girls.

Aus! Jetzt war alles aus. Sie würde Lady Gowan die Wahrheit sagen müssen.

Plötzlich war auch die Starre weg. Linda Brown entschloß sich, der alten Frau entgegenzugehen.

Da schellte es!

***

Die Schritte der Lady verstummten. Für einige Sekunden herrschte Stille in dem Haus.

Linda Brown atmete auf.

Dann fragte die Lady: »Wer kann das sein, Linda? Hast du jemanden eingeladen?« Manchmal duzte die Lady sie. Wie es ihr gerade einfiel.

»Nein.«

»Ich auch nicht. Also Fremde.«

Wieder ertönte die Glocke. Das Läuten kam Linda vor wie ein Rettungsanker, den sie greifen mußte.

»Wir machen nicht auf!« Lady Gowans Stimme klang entschlossen.

Linda bekam einen Schreck, raffte jedoch ihren Mut zusammen und ging die Schritte bis zum Treppenaufgang vor. Die Lady schaute zu ihr hoch. Im Licht der Deckenlampe wirkte ihr Gesicht bleich wie das einer Toten.

Linda versuchte ein Lächeln. »Wir sollten aber öffnen. Vielleicht braucht jemand unsere Hilfe.«

»Die Trottel aus dem Dorf interessieren mich nicht.«

»Und wenn es mein Vater ist?« fragte Linda.

Lady Gowan setzte zu einer Antwort an und öffnete den Mund. Noch im gleichen Atemzug verschlossen sich ihre Lippen wieder. Die Frau nickte.

»Ich… Ich darf also öffnen?« fragte Linda.

»Ja.«

Erleichtert und das zeigte ihr lächelndes Gesicht lief Linda Brown die Stufen hinunter und dann auf die Haustür zu. Heftiger als gewöhnlich zog sie sie auf.

Vor ihr stand eine Frau, die sie nicht kannte.

Von ihrem blonden Haar wurde ein Großteil von der schicken Pelzkappe verdeckt. Die Frau trug einen langen Wildledermantel, der ebenfalls ein Innenfutter aus Pelz besaß. Der Atem stand als Fahne vor ihrem Mund, und die Wangen zeigten das Rot der Kälte. Sie schien lange gelaufen zu sein, denn auf den Stiefelkappen lagen noch kleinere Schmutzreste.

»Ja bitte?« fragte Linda.

Jane Collins lächelte. »Sie müssen vielmals entschuldigen«, sagte sie, »aber mir ist ein Mißgeschick passiert.« Jane drehte sich und deutete in Richtung der Straße. »Dort ist mein Wagen liegengeblieben. Er gibt keinen Mucks mehr von sich. Wenn Sie so freundlich wären und mich telefonieren ließen…«

»Selbstverständlich, Miß…«

»Collins ist mein Name, Jane Collins. Ich komme aus London.«

»Linda Brown. Bitte, treten Sie näher.«

»Danke sehr!« Jane wischte ihre Füße auf der Matte ab und betrat das Haus. Hinter ihr schloß Linda die Tür.

Die Detektivin war froh, Linda unversehrt vorzufinden, und sie freute sich auch, Eintritt in das Haus der Lady Gowan erhalten zu haben.

Die Hausherrin war die Treppe heruntergestiegen. Vor der ersten Stufe stand sie wie eine Statue. Die Hände ihrer halb erhobenen Arme hielten die Stola vor der Brust umklammert. Ein wenig mißtrauisch schaute sie Jane entgegen.

Die Privatdetektivin setzte ihr harmlosestes und freundlichstes Lächeln auf, als sie sich noch einmal für ihr Mißgeschick entschuldigte.

»Wo, sagten Sie, ist das geschehen?« fragte Lady Gowan.

»Auf der Straße zwischen Cold Plains und Caterham«, erklärte sie.

Die Lady runzelte die Stirn. »Warum sind Sie nicht in den Ort gelaufen? Dort hätte man Ihnen doch viel besser und schneller helfen können.«

Jane hatte die Ausrede schnell parat. »Ich sah hier Licht brennen. Es schimmerte weit in der Dunkelheit. Aber wenn ich wieder gehen soll und Sie sich gestört fühlen, dann brauchen Sie es nur zu sagen.« Jane drehte sich um und tat, als wollte sie das Haus verlassen.

Sofort mischte sich Linda Brown ein. »Nein, bleiben Sie, Miß Collins.« Sie warf ihrer Chefin einen flehenden Blick zu. »Das können wir nicht machen, sie in die Kälte hinausschicken.«

Die Lady überlegte kurz. Dann nickte sie. »Es ist gut. Sie können sich etwas aufwärmen und telefonieren.«

Auch Linda fiel ein Stein vom Herzen. »Darf ich Ihnen aus dem Mantel helfen?«

Jane warf der Lady einen fragenden Blick zu, und diese sagte: »Machen Sie schon.«

»Danke.« Jane zog ihren Mantel aus. Linda hängte ihn weg. Sie nahm auch die Pelzkappe mit.

Jane trug darunter einen dicken grünen Pullover mit Rollkragen und eine enge Cordhose, deren Beine in den Stiefelschäften steckten.

»Sie glauben gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin«, plauderte sie. »Es ist ein Schock, wenn der Wagen plötzlich…«

Lady Gowan winkte ab. »Ja, ja, schon gut.« Sie deutete auf eine Kommode. »Dort steht das Telefon.«

»Danke.«

Jane ging auf den Apparat zu. Keine der beiden Frauen bemerkte ihr Lächeln. Die Detektivin hatte vorgesorgt und die außen verlaufende Telefonleitung schon zuvor gekappt. Es konnte kein Gespräch Zustandekommen.

Sie hob den Hörer hoch, hielt ihn sich ans Ohr und runzelte die Stirn. Dabei wandte sie sich der Lady zu, die Jane fortwährend anstarrte und mit ihren Blicken deutlich zu verstehen gab, daß sie die Detektivin nicht mochte.

»Ist was?« fragte die Frau.

»Ja, Lady. Ich glaube, Ihr Telefon ist nicht in Ordnung. Ich höre kein Freizeichen.«

»Das ist doch nicht möglich«, erwiderte die Frau. Sie kam auf Jane zu und riß ihr den Hörer aus der Hand und preßte ihn sich selbst gegen das Ohr.

Jane schaute inzwischen das junge Mädchen an. Linda hatte die Hände geballt. Ihre Augen waren groß, und Jane glaubte, in ihnen ein Gefühl der Hoffnung zu lesen.

»In der Tat. Es stimmt«, sagte die Lady. »Ausgerechnet jetzt.«

»Passiert das öfter?« fragte Jane.

»Manchmal, wenn die Witterung entsprechend ist. Ich verstehe das nicht, wir haben doch ruhiges Winterwetter.«

»Vielleicht die Kälte«, murmelte Jane.

»Unsinn.«

»Dann… dann haben Sie ja noch etwas Zeit, und ich könnte Ihnen eine Tasse Tee aufbrühen«, schlug Linda vor. »Natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben, Lady Gowan.«

Die Lady dachte kurz nach. »Nein, nein, machen Sie ruhig, Linda. Und für mich bitte auch eine Tasse. Ich komme gleich zurück.« Sie nickte Jane Collins zu, schritt quer durch den Raum und ging die Treppe nach oben hoch.

Linda sah ihr nach. Jetzt allerdings mit flackerndem, ängstlichem Blick.

Jane Collins war froh, mit dem Girl ein paar Minuten allein zu sein. Sie hatte einige Fragen auf dem Herzen. Lächelnd schaute sie Linda Brown an.

»Was machen Sie eigentlich hier? Sind Sie eine Verwandte des Hauses?«

Das Girl hob die Schultern. »Nein, Miß Collins. Ich bin nicht mit der Lady verwandt. Ich arbeite nur hier. Wie auch mein Vater.«

Jane tat unwissend. »Er auch?«

»Ja.« Die Antwort kam schnell, doch mit den nächsten Worten ließ sie sich Zeit. »Während ich als Zofe der Lady arbeite und als Mädchen für alles, kümmern sich mein Vater und dessen Freund um die Arbeiten draußen. Es ist nämlich so: Mein Vater gehört nicht gerade zu denen, die vom Schicksal begünstigt worden sind. Er hat den Tod meiner Mutter nie richtig überwunden und ist zu einem Streuner geworden. Ich war froh, daß die Lady auf meinen Vorschlag eingegangen ist und ihm eine Arbeit gegeben hat.«

Jane nickte. »Das war wirklich nobel von der Lady.« Ihr fiel auf, daß Linda immer wieder einen Blick zur Treppe hin warf, als ob sie jemand erwartete.

»Sie machen mir einen nervösen Eindruck«, sagte Jane. »Obwohl ich eigentlich einen Grund haben müßte, nervös zu sein, denn mein Wagen ist liegengeblieben.«

Linda senkte den Blick. »Ja, ich bin auch momentan ein wenig durcheinander.«

»Was sagt Ihr Vater dazu?«

»Er… er ist nicht da.«

»Ist er weggefahren?«

»So kann man es auch nennen. Ich vermisse ihn, und die Lady hat…« Sie stockte einen Moment und schaute Jane Collins an. »Kann ich… kann ich Ihnen vertrauen, Miß Collins?«

»Reden Sie ruhig, Linda.«
»Danke. Also kann ich Ihnen vertrauen?«
»Ja.«
»Auch wenn ich Ihnen Dinge sage, die sich normalerweise wie der größte Unsinn anhören?«
»Sie können mir voll vertrauen«, bekräftigte Jane noch einmal ihre Antwort.
»Wir setzen uns«, schlug Linda vor.
Die beiden Frauen nahmen in Nähe des Kamins Platz. Das Holz war schon heruntergebrannt, die Flammen fanden kaum Nahrung, und Linda legte ein paar Scheite nach. Sie waren neben dem Kamin an der Wand gestapelt. »Das Holz hat mein Vater noch gehackt«, erklärte das Girl.
Das Feuer fand neue Nahrung. Die Flammenzungen wurden größer. Es knisterte, Funken stoben, wurden hochgeweht in den Kamin. Jane legte mit einem Schürhaken ein Stück Holz zur Seite, damit es besser brennen konnte.
Linda hatte sich schon gesetzt. »In diesem Haus spukt es«, sagte sie und schaute Jane ernst an.
Die Detektivin nickte. »Erzählen Sie Einzelheiten, Linda.«
»Sie… Sie glauben mir das so einfach?«
Jane lächelte. »Warum nicht?«
»Andere hätten mich für verrückt erklärt.«
»Ich erkläre Sie hiermit nicht für verrückt, Linda, und Sie erzählen mir, was vorgefallen ist. Okay?«
»Ja.«
Jane Collins hörte aufmerksam zu. Linda redete schnell, manchmal etwas überhastet, und sie sprach mit Händen und Füßen. Aber sie verschwieg nichts. Und das war gut.
Jane konnte sich ihre eigenen Gedanken machen. Sie überlegte auch bereits und dachte an Gegenmaßnahmen, die man ergreifen mußte. Auf jeden Fall war Jane froh, in die Sache eingestiegen zu sein, denn wenn Lindas Angaben stimmten, befand sich das Mädchen tatsächlich in großer Gefahr.
Von ihrem Vater sprach sie auch, und Jane hütete sich, die Wahrheit zu sagen. Dafür würde später noch Zeit sein. Jetzt brauchte dieses junge Girl erst einmal einen Schutzengel. Und den wollte Jane Collins spielen.
»Aus diesem Grunde, Jane, bin ich froh, daß Sie hereingeschneit sind. Ich fühlte mich so hilf- und schutzlos.« Linda schaute die Detektivin mit einem flehenden Blick an. »Bitte, tun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie.«
»Aber die Lady.«
Linda winkte ab. »Da finden wir schon eine Ausrede. Außerdem ist

das Telefon defekt.«

»Was ist die Lady für ein Mensch?« fragte Jane.

Linda lächelte spärlich. »Sie ist ein wenig seltsam, wenn ich das mal so sagen darf. Man kann mit ihr zurechtkommen, mehr aber auch nicht. Oft hat sie Launen, und die läßt sie dann meist an mir aus. Aber ich denke nur an mein Studium, das ich irgendwann einmal beginnen möchte. Dazu brauche ich Geld. Das möchte ich mir hier verdienen. Die Lady bezahlt nicht gut, aber immerhin…«

»Haben Sie vielleicht mal mitbekommen, daß sich Lady Gowan mit irgendeiner Sache beschäftigt hat, die Ihnen nicht ganz geheuer vorkam?«

Erstaunt schaute Linda die Detektivin an. »Wie meinen Sie das, Jane?«

»Ich denke da an seltsame Riten in der Nacht. An Beschwörungen oder ähnliches.«

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Überlegen Sie genau.«

Linda runzelte die Stirn. »Ja, da ist etwas. Wie ich Ihnen schon sagte, ich habe den Sarg gesehen und auch diesen Kerl mit den strähnigen Haaren. Außerdem darf ich den Keller nicht betreten, und im Anbau war ich auch noch nicht. Es ist mir verboten worden.«

»Haben Sie nach dem Grund gefragt?«

»Nein, das habe ich mich nicht getraut.«

Verständlich, dachte Jane. Schließlich wollte Linda die Stelle behalten. Sie warf einen Blick zur Treppe hoch. Die Lady war noch nicht zu sehen. Sie hielt sich nach wie vor in den oberen Räumen auf, was den beiden Frauen zum Vorteil gereichte.

»Gut«, sagte Jane Collins. »Ich habe es mir überlegt. Ich bleibe so lange ich kann. Und wenn es für Sie hier zu gefährlich wird, dann kommen Sie einfach mit.«

Linda Brown atmete auf. »Danke«, sagte sie. »Herzlichen Dank, Jane. Jetzt sollten wir aber überlegen, was wir der Lady sagen, wenn sie Fragen stellt.«

Die beiden Frauen kamen nicht mehr dazu, sich über das Problem Gedanken zu machen, denn es geschah etwas, womit niemand von ihnen gerechnet hatte.

Plötzlich flog die Tür auf.

Ein kalter Luftschwall drang in das Haus, erreichte auch den Kamin und wirbelte die Flammen durcheinander.

Linda und Jane wandten die Köpfe.

Schreiend sprang Linda Brown hoch. Auch Jane Collins war von dem Anblick geschockt.

»Das ist er!« rief Linda entsetzt. »Das ist er!«

Auf der Türschwelle stand der Zombie!

***

Wir haben beim Yard ein ausgezeichnetes Archiv, und es ist ausgestattet mit den modernsten Anlagen der elektronischen Datenverarbeitung.

Dort fragte ich nach Scorpio.

»Hört sich italienisch an«, sagte der Kollege und rieb sich das Kinn. »Mafia?«

»Möglich.«

»Den Vornamen weißt du nicht?«

»Nein, aber das ist euer Bier.«

»Stimmt. Weißt du übrigens, wie sich die Igel vermehren John?«

»Ja. Ganz, ganz vorsichtig.«

»Dir kann man auch nichts mehr bieten.«

»Biete mir lieber die Auskünfte.«

»Okay.«

Der Kollege verschwand. Ich blieb im Warteraum zurück und rauchte eine Zigarette. Die Männer und Frauen, die hier arbeiteten, waren nicht zu beneiden. Sie sahen während ihrer Stunden nicht die Sonne. Immer nur das kalte Licht der Leuchtstoffröhren. Dazu kam die konstante Temperatur, 20 Grad.

Auf eine allzu lange Probe wurde meine Geduld nicht gestellt. Nach zehn Minuten war der Kollege wieder zurück.

Er schwenkte ein Blatt. »Alfonso Scorpio«, berichtete er. »Holzgroßhändler. Keine Vorstrafen. Ist nur einmal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen, als man einen Mann, der bei ihm beschäftigt war, verurteilte. Der Knabe war wegen Mordes angeklagt worden und hat zwanzig Jahre abzubrummen. Gerüchten nach sollte er für die Mafia gearbeitet haben.«

Ich war zufrieden. »Das ist doch schon etwas.«

Der EDV-Mann wollte seine kriminologischen Kenntnisse unter Beweis stellen. »Der Kerl ist sicherlich von der Mafia dort eingeschleust worden«, vermutete er.

»Das glaube ich auch.« Ich las mir den Bogen durch, prägte mir die einzelnen Daten ein und bedankte mich.

»Hältst du mich auf dem laufenden?« fragte der Kollege.

»Mal sehen.«

»Und laß dich nicht von einem Geist beißen«, rief mir der Mann zum Abschied nach.

»Keine Bange, ich beiße zurück.«

Suko wartete in der Eingangshalle. Er stand vor der Tafel, in die die Namen der im Kampf gegen das Verbrechen gefallenen Kameraden eingemeißelt worden waren.

»Hoffentlich wirst du nicht eines Tages auch drauf stehen«, sagte er zu mir.

»Hör auf, sonst werde ich noch schwermütig!«

Wir verließen das Yard Building. Auf dem Parkplatz stand mein Bentley. Die Scheiben begannen bereits zu vereisen. Es war bitterkalt geworden. Ich hatte mir das Futter in den Burberry geknöpft. Trotzdem drang der Wind noch durch.

Den Mantel ließ ich im Wagen an. Das Gebläse machte die Scheiben schnell klar.

»Wo wohnt er?« fragte Suko.

»In St. Pancras. Munster Square. Das ist am Regent Park.«

»Gute Gegend.«

»Wer mit Holz handelt und es nicht im Kopf hat, der kann sich noch was leisten.«

»Meinst du mich damit?«

»Wem der Schuh paßt, der zieht ihn sich an.«

»Eines Tages werde ich dich erwürgen, mein lieber John.«

»Fein, du hast so zarte Finger.«

Wir nahmen die Charing Gross Road in Richtung Nordwesten. Nachdem wir die Oxford Street überquert hatten, bekam die Straße einen anderen Namen. Sie hieß jetzt Tottenham Court Road und in ihrer weiteren Verlängerung Hampstad Road. Das aber schon in der Nähe des Parks.

Fünf Minuten später hatten wir unser Ziel erreicht. Ich stoppte den Bentley vor einem Haus, das einen schmalen Vorgarten besaß und in seiner Bauweise einer Villa aus den amerikanischen Südstaaten ähnelte.

Das Portal wurde von vier Säulen getragen. Scorpio hatte sicherlich für diese Arche ein kleines Vermögen hingelegt. Es stach auch äußerlich sehr von den anderen Bauten in der Straße ab.

»Man merkt sofort, wer hier wohnt«, meinte Suko. »Einer, der protzen will.«

Ich war seiner Meinung.

Auf unser Klingeln hin öffnete ein Butler, dessen Augenbrauen fast am Haaransatz klebten, so blasiert schaute er aus der Wäsche. »Sie wünschen?« näselte er.

»Daß Sie aus dem Weg gehen«, erwiderte ich, weil ich hinter ihm den Hausherrn entdeckt hatte.

»Machen Sie schon, Charles«, sagte Scorpio. Er kümmerte sich nicht um das entsetzte Gesicht seines Angestellten, dem so etwas wohl noch nie passiert war.

Suko und ich betraten eine Wohnhalle, in der alles sehr italienisch aussah. Aber auf eine geschmacklose Art und Weise. Künstliche Palmen oder Agaven machen noch keinen Italien-Sommer. Auch nicht die Korbstühle und die Fototapete mit der untergehenden Sonne von Capri.

Scorpio sah eigentlich so aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Klein, untersetzt und mit einem aufgeschwemmten Gesicht, in dem das Fleisch nur so wabbelte. Auf seinem Schädel waren die wenigen Haarsträhnen glatt nach hinten gekämmt. Der graue Maßanzug verbarg nur mühsam seine Leibesfülle. Die dicken, beringten Wurstfinger bewegten sich nervös.

Wir nahmen in Korbstühlen Platz und bekamen roten Wein zu trinken. Mir mundete er gut. Suko nippte nur, er wollte nicht unhöflich sein.

»Ich habe mit Ihrem Besuch gerechnet. Mr. Sinclair«, sagte der Holzhändler. An seiner Aussprache merkte man, daß er aus dem Süden Europas stammte.

»Ja, die Schießerei in Ihrer Fabrik«, sagte ich.

Theatralisch hob er beide Hände, was mir zeigte, daß er ein guter Schauspieler war. »Ach, dieser Einbruch. Aber was soll ich machen?«

Er wollte noch weiterreden, doch ich unterbrach ihn. »Moment, Mr. Scorpio, damit wir uns richtig verstehen. Das war kein Einbruch, sondern ein Überfall.«

Seine Kinnlade sank nach unten. »Gibt es da denn einen Unterschied?«

Entweder war er naiv, oder er tat nur so. Ich glaubte an die zweite Möglichkeit. Meine Stimme klang spöttisch, als ich die Antwort gab. »Einbrecher, Mr. Scorpio, schießen im Normalfall nicht. Doch die vier Männer, die in das Lagerhaus eingedrungen sind, haben sofort auf uns gefeuert und dabei zwei Menschen getötet.«

»Ja, ja, das weiß ich alles.«

»Dann frage ich mich, warum Sie so taten, als ob Sie das nicht wüßten.«

Er schaute mich an, als wollte er mich fressen. »Ich verbiete mir Ihre Bemerkung!«

»Wir haben zwei Tote«, erwiderte ich scharf. »Und ich gebe Ihnen indirekt die Schuld.«

»Das ist die Höhe!« stöhnte er auf, holte ein Tuch aus der Hosentasche und wischte sich die Stirn ab. »Das ist wirklich die Höhe. Wollen Sie mich dafür verantwortlich machen, daß…«

»Ja, das genau will ich. Denn ich möchte Sie fragen, wie die Goldbarren in den Sarg kommen?«

Er schwieg einen Moment. »Davon weiß ich nichts.«

»Das nehme ich Ihnen nicht ab.«

»Halten Sie mich für einen Lügner?« Seine Stimme klang plötzlich schrill.

Ich wich bei meiner Antwort aus. »Für wen sind die Särge bestimmt, die Sie dort lagern?«

»Für den Export!« Er merkte selbst, daß er etwas Falsches gesagt

hatte, und biß sich auf die Lippe, weil ihm so schnell keine andere Antwort einfiel.

»Dann machen Sie Geschäfte mit Gold?«

»Nein, mit Holz!«

»Aber Sie haben Gold in Ihren Särgen versteckt. Diese Tatsache läßt darauf schließen, daß Sie in den gut florierenden Goldschmuggel eingestiegen sind.«

»Ich wußte von nichts.«

»Sie kannten auch nicht die vier Männer, die in die Lagerhalle eingedrungen sind?«

»Nein.«

»Haben Sie das Wort Mafia schon einmal gehört?« erkundigte ich mich.

»Ja.«

»Und?«

»Es ist eine Erfindung. Die Mafia gibt es nicht.«

»Wer ist Ihr Abnehmer für die Särge?«

»Der sitzt in Neapel. Ich stelle Qualitätsware her. Deshalb auch meine ausländischen Geschäftsverbindungen.«

Ich ritt weiterhin auf dem Gold herum. »Demnach hat die Konkurrenz spitz bekommen, daß Sie in Ihren Särgen Gold verstecken.«

»Ich wußte davon nichts.« Er fiel nicht auf diesen Trick herein.

»Auch nichts von der Leiche?«

Weit riß er die Augen auf. »Welche Leiche?«

Ich erklärte es ihm.

Seine Gesichtsfarbe wechselte. Sie war erst rot gewesen, jetzt wurde sie bleich. Hastig schlug er ein Kreuzzeichen. »Das… das sind doch Horrorgeschichten, die Sie mir erzählen«, erwiderte er.

»Nein, es ist die Wahrheit.«

Scorpios Kopf sank nach vorn. Dabei hob er die Schultern. »Sie können es glauben oder nicht, davon habe ich keine Ahnung.«

Das nahm ich ihm fast ab. In der Goldgeschichte log er, das war mir klar. Ich hatte ihn mit meiner letzten Frage überrascht. Es war auch nicht bei der Mordkommission bekannt, daß Suko und mir ein lebender Toter begegnet war.

Und diese Tatsache hatte Scorpio nervös gemacht.

»Ich binde Ihnen hier keinen Bären auf«, sagte ich. »Es gibt ihn tatsächlich, diesen lebenden Toten. Und er hat in einem Ihrer Särge Unterschlupf gefunden.«

»Aber… das… das verstehe ich nicht.«

»Wie gut kennen Sie Lady Gowan?« schoß ich meine nächste Frage ab.

Da zuckte er zusammen, und ich wußte, daß ich mitten ins Schwarze

getroffen hatte. Auch Suko hatte es bemerkt. Er warf mir einen bezeichnenden Blick zu.

»Ich warte auf die Antwort, Mr. Scorpio!«

»Die kenne ich nicht!«

»Jetzt lügen Sie!«

Scorpio sprang auf. Plötzlich war er hochrot im Gesicht. »Sie können das nicht einfach behaupten. Sie brauchen Beweise. Ihr wollt mich festnageln, ihr verdammten Bullen.« Ein Schwall italienischer Worte senkte sich auf uns nieder. Es war gut, daß wir nicht viel davon verstanden, sonst hätte ich mir den Holzhändler wegen Beamtenbeleidigung vorgenommen.

»Verlassen Sie mein Haus!« befahl er und deutete auf die Tür. »Sofort, gehen Sie!«

Wir blieben stur. »Nein, Scorpio, ich möchte endlich Klarheit haben. Vergessen wir die Goldgeschichte. Sie kennen die Lady. Das hab ich bemerkt. Und ich will endlich wissen, woher? Reden Sie, Mann. Noch ist es Zeit, denn in diesem Fall spielen Dinge mit, die Sie gar nicht überblicken können.«

Starr schaute er mich an. Mit beiden Händen fuhr er über sein Gesicht. Von einer Minute zur anderen war er ein gebrochener Mann geworden. Der Name Lady Gowan hatte ihn erschüttert. Mit zitternder Hand griff er nach seinem Rotweinglas, setzte es an und leerte es in einem Zug. Dabei verschüttete er etwas, und der rote Wein rann wie Blut an seinem Kinn entlang.

Wir ließen ihm Zeit. Schwer fiel er wieder zurück in seinen Korbsessel.

»Also gut«, sagte er. »Ich kenne die Lady. Sogar ziemlich gut.«

»Das wußte ich. Jetzt möchte ich allerdings von Ihnen wissen, wie es dazu gekommen ist. Packen Sie aus, Scorpio! Rückhaltlos, denn es sind schreckliche Dinge in Bewegung gebracht worden, die kaum noch zu stoppen sind.«

»Das weiß ich.« Er senkte den Kopf, sein Blick glitt ins Leere. Es kostete ihn Überwindung, zu sprechen, und die ersten Worte flossen auch nur stockend aus seinem Mund.

»Ich muß weiter ausholen, denn nur so ist es zu begreifen, weshalb ich mich überhaupt mit der Lady eingelassen habe. Mein Vater war noch Fischer in Neapel. Ich hatte erkennen müssen, wie mühsam das Leben war. Und ich schwor mir, irgendwann mehr Geld zu verdienen als er. Dazu blieb ich allerdings nicht in Italien, sondern wollte nach Amerika. In England blieb ich hängen. London saugte mich förmlich auf. Hier machte ich meine ersten Erfahrungen, die böse genug waren. Als ich dann einem älteren Mann einmal das Leben rettete, weil ich ihn aus der Themse zog, zeigte er sich so dankbar, daß er mir eine Ausbildung finanzierte. Ich wurde Kaufmann. Von Kindheit an hatte

mich das Holz immer begeistert, so wurde ich Holzhändler.«

»Einfach so?« fragte ich. »Ohne Unterstützung der Ehrenwerten Gesellschaft?«

»Was Sie immer mit der Mafia haben, die gibt es gar nicht.«

»Natürlich«, erwiderte ich spöttisch. »Die Mafia hat Ihnen also nicht geholfen. Wer dann?«

»Das wollte ich Ihnen ja gerade berichten. Es war eine Frau. Eine gewisse Lady Gowan. Ich traf sie zufällig, vielleicht war das Treffen auch gesteuert, ich weiß es nicht. Auf jeden Fall kamen wir ins Gespräch, und die Lady, damals war sie noch jünger, und von einer faszinierenden Schönheit, hatte gerade ihre erste Scheidung hinter sich und war wieder auf Männerfang.«

»Dann haben Sie die Lady geheiratet?« fragte ich. Diese Geschichte stieß mir irgendwie sauer auf, weil sie mich nicht überzeugte.

»Nein, ich habe sie nicht geheiratet«, erklärte Scorpio. »Aber die Lady wußte, daß ich jemand suchte, der meine Firma mitfinanzierte. Allein konnte ich das Kapital nicht aufbringen, und die Lady hatte von meinen Problemen gehört. Sie stieg ein. Damals besaß sie viel Geld, und das wollte sie anlegen. Ich habe natürlich Erkundigungen über sie eingezogen. Einige Leute, die sie kannten, warnten mich vor ihr. Es hieß, sie stünde mit dem Teufel im Bunde. Sie wäre eine Hexe und die Männer wären für sie nur Mittel zum Zweck. Sie würde an ihnen ihre scheußlichen Rituale durchführen. Ich lachte damals darüber, denn ich war jung und wollte Geld verdienen. Deshalb griff ich auch mit beiden Händen zu. Die Lady gab mir das Geld, und ich baute meine Firma auf, die sehr gut florierte, sogar zu Beginn. Konkurrenten, die wußten, woher ich einen Großteil des Kapitals bekommen hatte, vermuteten, daß auch ich mit dem Teufel im Bunde stand, aber das war natürlich Unsinn.«

»Dann glauben Sie, daß die Lady mit dem Satan im Bund steht?« fragte ich.

Scorpio hob die Schultern.

Zum erstenmal mischte sich Suko in das Zwiegespräch mit ein. »Hat sie denn keine Bedingungen gestellt?«

»O ja, die kamen später. Ich mußte auf einen ihrer Vorschläge eingehen, sie ließ mir keine andere Wahl.«

»Was war das?« wollte ich wissen.

Scorpio schaute uns an. Sein Gesichtsausdruck war sehr ernst. Ich spürte, daß wir vor einer Teillösung des Rätsels standen.

»Reden Sie schon!« forderte ich den Holzhändler auf.

»Nein, Mr. Sinclair. Ich werde nicht reden, sondern Ihnen die Bedingungen zeigen. Bitte kommen Sie mit.«

Scorpio stand auf. Suko und ich erhoben uns ebenfalls. Auf diese gezeigten Bedingungen waren wir wirklich gespannt. Scorpio sagte

noch seinem Butler Bescheid, daß wir in die Privaträume gehen würden.

Der Diener nickte.

Von der Wohnung des Holzhändlers bekamen wir nicht viel zu sehen. Wir durchquerten einen breiten Flur mit Marmorwänden und gingen die fünf Stufen einer Treppe hinunter, wobei wir anschließend vor einer eisernen Tür stehenblieben.

Den Schlüssel dazu hatte Scorpio mitgenommen. Zweimal drehte er ihn im Schloß, dann war die Tür offen.

»Treten Sie näher!« bat er uns und gab den Weg frei.

Wir überschritten die Schwelle.

Suko und ich waren völlig überrascht. Nie hätten wir geglaubt, so etwas in diesem Haus zu sehen.

Wir standen am Rand eines Friedhofs!

***

Er sah so aus, wie Linda ihn beschrieben hatte. Sogar das strähnige Haar umwehte seinen Schädel. In seinem stockigen Leichenhemd mußte er frieren, denn mehr trug er nicht auf dem Leib.

Aber die Toten haben keine Gefühle.

Jane Collins war sitzengeblieben, während Linda neben ihrem Sessel stand, beide Hände vor ihr Gesicht hielt und durch die gespreizten Finger schaute.

Ihr machte der Anblick schwer zu schaffen.

In der Tat bot der Zombie ein grauenhaftes Bild. Sein Körper wies Kugellöcher auf, doch diese Treffer hatten ihm nicht sein unheilvolles Leben nehmen können.

Er kam in den Raum.

»Nein… nein!« bebte Linda. »Jane, bitte, ich… so… so tu doch etwas…«

»Ruhig!« flüsterte die Detektivin, »bleib ganz ruhig, Linda. Panik ist jetzt das Schlimmste.«

Der Zombie vernahm die Worte zwar, doch er störte sich nicht daran. Er drang tiefer in den Raum ein und ließ die Tür hinter sich offen, so daß die Eiseskälte seinen weiteren Weg begleitete.

Seine Bewegungen waren nicht flüssig, wie die eines normalen Menschen. Er ging roboterhaft, mechanisch, von einer unheilvollen Kraft gesteuert. Die Füße hob er kaum vom Boden ab, übersah dabei einen Teppichrand, stolperte, konnte sich jedoch wieder fangen und ging weiter.

Noch hatte er sich für keine der beiden Frauen entschieden. Er wartete ab.

Jane Collins schraubte sich von ihrem Sitz hoch. Ihr Gesicht war angespannt. Voll konzentriert erwartete sie den Angriff des Untoten,

der unweigerlich kommen mußte.

Aus den Augenwinkeln bekam sie mit, wie Linda Brown zur Seite glitt und einen schweren Schürhaken faßte, mit dem sie sich verteidigen wollte.

»Lassen Sie das!« zischte Jane.

Linda ließ die Waffe sinken.

Der Zombie hatte die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht. Seine Augen waren verdreht, deutlich stach das Weiße hervor. Aus seinem Maul drangen blubbernde Geräusche, die Jane und Linda eine Gänsehaut über den Rücken jagten.

Das Girl zitterte am ganzen Körper, während Jane ruhig blieb. Sie stand nicht zum erstenmal dem Grauen gegenüber.

Mit ruhigen Bewegungen klappte sie ihre Tasche auf und griff nach der Astra-Pistole, in deren Magazin jetzt ebenfalls Silberkugeln steckten, die ich ihr aus dem Kloster in Schottland mitgebracht hatte.

Sie legte auf den Zombie an. Die Mündung der Waffe zeichnete jede seiner Bewegungen nach. Jane war bereit, sofort abzudrücken, wenn sie sich von jemandem scharf bedroht fühlte.

Ein Stuhl stand dem Zombie im Weg.

Mit einer wütenden Handbewegung schleuderte er das Möbel zur Seite. Es kippte um und blieb liegen.

Er ging weiter.

Dann drehte er sich nach links.

Jetzt war er auf Linda fixiert.

Das Girl merkte es. Die Augen wurden groß vor Angst. Ihre Gesichtsmuskeln zuckten, und auch die Lippen zitterten.

Linda Brown mußte Schreckliches in diesen Augenblicken durchmachen, das wußte auch Jane, aber trotzdem durfte das Girl nicht die Nerven verlieren.

»Bleiben Sie ruhig«, sagte die Detektivin. »Wir schaffen es, Sie dürfen sich jetzt nicht bewegen!«

Linda hob ihre Waffe an und zielte auf den Kopf des untoten Geschöpfes.

»Stopp!« rief sie. »Keinen Schritt weiter!«

Sie glaubte selbst nicht an einen Erfolg und war um so überraschter, daß der Zombie tatsächlich stehenblieb, sich drehte und die Detektivin anschaute.

Jane schluckte. Auch sie mußte sich zusammenreißen, denn der Untote bot einen schaurigen Anblick. Er war eine Kreatur der Hölle und sah auch so grausam aus.

Jane raffte allen Mut zusammen. »Wer bist du?« fragte sie laut und deutlich.

Ein grunzendes Geräusch war die Antwort. Kein vernünftiges Wort drang über die lappigen Lippen.

»Willst du uns töten?«

Aus dem Blubbern wurde ein Knurren, das den beiden Frauen die Absichten dieses grauenhaften Wesens klarmachte.

Jane wußte Bescheid.

Und auch Linda. Sie weinte vor sich hin und hielt sich nur mühsam aufrecht.

»Du weißt, daß ich dich erschießen kann«, sagte Jane.

Der Untote lachte nur. Es klang rauh und blechern. Es war ein Lachen, wie Jane es noch nie gehört hatte.

Der Zombie gab nicht nach. Er wollte seine Opfer, drückte den schweren Eichentisch mit Leichtigkeit zur Seite, damit er Platz hatte, und bewegte sich auf die Detektivin zu. Auch die Waffe schüchterte ihn nicht ein. Er nahm sie nicht ernst. Auch die Kugeln der Gangster hatten ihm keine Furcht einflößen können.

Das war sein Fehler!

Jane Collins ließ ihn kommen. Sie haßte das Töten, aber bei diesem Wesen, da blieb ihr einfach keine andere Wahl. Man konnte sie nur auf eine gewisse Art und Weise ausschalten. Bei den Zombies und den anderen Schreckensgestalten aus dem Dämonenreich war die Anlegung menschlicher Maßstäbe einfach fehl am Platze.

Noch drei Schritte trennten die beiden.

Jane Collins' Zeigefinger umklammerte den Abzug. Langsam zog sie ihn nach hinten.

Der Schuß krachte!

Die Kugel wuchtig aus dem Lauf geschleudert drang schräg in den Schädel des untoten Monsters ein und riß ihn auseinander.

Der Zombie fiel zurück. Mit einem Ruck hob er beide Arme, doch wie abgeschnitten fielen sie wieder nach unten. Mit seinem zerstörten Schädel bot er ein schauriges Bild, das jeder Beschreibung spottete. Langsam sackte er zusammen.

Jane Collins begann zu zittern. Am liebsten hätte sie losgeheult, sosehr waren ihr die letzten Minuten an die Nerven gegangen. Von links vernahm sie die Stimme des Mädchens. Linda betete. Sie sagte einfache Kinderverse auf, weil ihr nichts anderes einfiel. Wegen ihr riß sich Jane zusammen, sie mußte jetzt einfach stärker sein und die Nerven bewahren.

Langsam sank ihre Hand nach unten. Ihr Blick wurde von dem Zombie angezogen, der nun endgültig seinen Tod gefunden hatte. Er war neben den Tisch gefallen. In einem letzten Reflex hatte er seinen rechten Arm ausgestreckt, so daß er unter dem Tisch lag. Von ihm drohte keine Gefahr mehr.

Aber von einer anderen Person.

Weder Linda noch Jane hatten an Lady Gowan gedacht, die nach oben gegangen war, durch den Schuß jedoch aufgeschreckt wurde und

sofort die richtigen Schlüsse gezogen hatte.
Unhörbar war sie ein paar Stufen die Treppe hinuntergeschlichen, dann stehengeblieben und sprach nun die beiden Frauen an.
»Das werdet ihr büßen!« Ihre gefühllose Stimme durchdrang die Stille der Eingangshalle.
Jane Collins und Linda Brown wirbelten herum. Ihre Blicke saugten sich an Lady Gowan fest und an der Mündung der Pistole, die schräg auf die beiden Frauen gerichtet war…

***

Es war kaum zu fassen, aber es stimmte. In diesem Raum hatte Scorpio in der Tat einen Friedhof angelegt.
Ich hatte schon viel gesehen, aber das war mir auch noch nicht begegnet.
Ein Phänomen!
Ich warf dem Holzhändler von der Seite her einen Blick zu. Scorpio hatte den Kopf gesenkt. Ich hätte einiges dafür gegeben, seine Gedanken zu erraten.
Der kleine Friedhof bestand aus sechs Gräbern. Drei in jeder Reihe, die durch einen Mittelgang getrennt wurden. Die Gräber waren in der Größe und in der Breite gleich. Ich entdeckte kein einziges christliches Symbol, dafür jedoch an den Köpfen der Gräber schwarze Kerzen, die in halbmondförmigen Haltern standen, dem Symbol des Islam. Die Wände des Raumes waren pechschwarz, allerdings mit zahlreichen Motiven aufgelockert. Darüber sahen wir den Teufelskopf.
Wir schauten in dieses abstoßend widerliche Gesicht mit den beiden Hörnern und den gebleckten Zähnen. Auf seiner Stirn glitzerte ein Pentagramm, dessen eine Spitze nach unten auf die langgezogene Nase mit den riesigen Löchern wies. Darunter sahen wir einen Würfel: das Symbol der vier und des Quadrats. Der Würfel schimmerte grünlich, und er war so gut gezeichnet, daß ich ihn als dreidimensionalen Gegenstand zu erkennen glaubte.
Ein magischer Trick.
An diesem Tage wußte ich noch nicht, daß gerade der Würfel in meiner Zukunft noch eine große Rolle spielen sollte.
Ansonsten zeigten die Eingravierungen die üblichen dämonischen Gestalten, grausam und abstoßend in den Einzelheiten. Widerliche Monster aus den Dimensionen des Grauens.
Auch fiel mir die Atmosphäre auf.
Dieser Friedhof hier strahlte eine düstere Aura aus, die eine Gänsehaut erzeugen konnte. Hier lebte und gedieh das absolut Böse. Es gab nichts Positives, kein christliches Symbol, kein Zeichen des Guten, nur die eisige Kälte des Grauens. Eine Kälte, die nichts mit der winterlichen Temperatur draußen zu tun hatte. Alle Steine waren mit

dem absolut Bösen aufgeladen.
Ja, hier hatte der Teufel einen Stützpunkt.
Das Licht drang aus einem Ring an der Decke, und es leuchtete jedes einzelne Grab an. Es war auch kein Licht, wie wir es kannten, sondern ein Glosen und Schimmern. Jedoch war es hell genug, um Einzelheiten erkennen zu können.
Ich sprach Scorpio an. »Wer weiß alles von der Existenz dieses Friedhofs?«
»Nur ich!«
»Und Ihre Familie?«
»Es gibt keine. Ich bin Junggeselle geblieben. Nicht freiwillig, aber sie wollte es.«
»Die Lady?«
Er nickte.
Da wurde mir einiges klar. Scorpio, der Holzhändler, stand völlig unter dem Bann der Frau. Ich war direkt begierig darauf, sie kennenzulernen. Sie mußte ungeheuer gefährlich sein. So gefährlich, daß ich plötzlich Angst um Jane Collins bekam, denn ich hatte sie schließlich zu ihr geschickt.
Wie würde Jane mit dieser Frau zurechtkommen?
Suko ging einen Schritt vor. Er betrat den Mittelgang zwischen den Gräbern. Sie sahen glatt und gepflegt aus. Steinplatten bedeckten sie. Und jede Platte zeigte wiederum diesen stilisierten, häßlichen Teufelsschädel.
Suko blieb stehen. Er drehte sich um und schaute uns an. An seinem Blick erkannte ich, daß ihn irgend etwas störte.
»Was ist?« fragte ich.
»Wenn du zu mir kommst, wirst du es selbst merken«, erwiderte er. »Das Gefühl des Bösen, es ist hier allgegenwärtig.« Sukos Blick flackerte. »Komm…«
Auch ich ging.
Bis jetzt hatte ich von meinem Kreuz nichts gespürt, doch plötzlich spürte ich das leichte Vibrieren auf der Haut. Abwehrkräfte stabilisierten sich, das Kreuz wollte mich schützen.
Ich blieb stehen und wandte mich um. Scorpio starrte uns an.
»Für wen sind diese Gräber bestimmt?« fragte ich. »Bis jetzt haben Sie uns nichts davon gesagt.«
Scorpio holte tief Luft. Er wand sich und zögerte mit einer Antwort. Schließlich sagte er: »Sie… sie sind leer!«
Log er? Ich wußte es nicht, fragte jedoch weiter. »Haben denn vorher Leichen in den Gräbern gelegen?«
»Ja.«
»Und wer alles?«
»Die Männer.«

Diese einsilbige Antworterei fiel mir gewaltig auf die Nerven. »Welche Männer?«

»Ihre Liebhaber!« Schnaufend und irgendwie erlöst stieß Scorpio die Luft aus. »Die Liebhaber der Lady Gowan. All die Männer, mit denen sie verheiratet gewesen ist. Es waren sechs insgesamt, nein, Entschuldigung, sieben. Für den letzten hatten wir keinen Platz mehr. Er mußte in meinem Holzlager versteckt werden, weil wir kein Grab mehr fanden. Dort haben Sie ihn dann gesehen, so war es wirklich.«

Suko und mir wurde die gesamte Tragweite seiner Worte bewußt. Und sie war schlimm genug. Demnach hatte sich Lady Gowan siebenmal verheiratet, und sie hatte jeden ihrer sieben Ehemänner überlebt. So etwas ist normalerweise nur schwer möglich.

Hatte die Lady die Menschen getötet?

Ich wollte Gewißheit haben und stellte diese Frage an Scorpio.

»Ja, sie hat sie umgebracht. Sie haßte die Männer, aber jeder, den sie heiratete, brachte ihr Geld. Sie ist eine schreckliche Person. Nicht nur ungeheuer materiell eingestellt, sondern sie dient auch noch dem Satan. Ihn betet sie an, sie huldigt ihm, hat mit ihm einen Pakt geschlossen und ihre Ehemänner zu Untoten gemacht.«

»Weshalb?« fragte ich.

»Weil sie Spaß daran hatte. Sie wollte sie um sich haben. In ihrem Haus stehen Särge bereit, und dort feiert sie auch die Schwarzen Messen. Dazu braucht sie die Untoten. Es war jedoch nicht einfach, dieses Ziel zu erreichen. Ich mußte als Lohn für ihr Geld diesen Friedhof einrichten, in dessen Gräbern ihre Ehemänner die Wartezeit verbringen konnten, bis sie gerufen wurden.«

»Das ist jetzt der Fall gewesen?«

»Ja, so ist es.« Scorpio deutete auf die Gräber. »Sie sind alle geholt worden und befinden sich auf dem Gut der Lady. Zwei Männer kamen mit einem Wagen und nahmen die Särge mit.«

Mir wurde einiges klar. »Das waren die Männer, die von der anderen Bande erschossen worden sind. Sie können nun niemanden mehr holen.«

»Ihre Aufgabe war auch beendet«, sagte der Holzhändler.

Sechs Untote auf dem Gut. Und Jane Collins war allein. Eine furchtbare Vorstellung.

Wir mußten weg. Und uns auf Scorpios Wort verlassen, daß die Gräber wirklich leer waren.

Suko hatte meine Gedanken erraten und sprach ein Sprichwort gelassen aus. »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Wir sollten nachsehen, John.«

»Aber die Gräber sind leer«, sagte Scorpio schnell.

Als Antwort bückte Suko sich, umfaßte den auf der Grabplatte liegenden Ring und zog daran.

Er bekam die schwere Steinplatte nicht hoch.
Dafür jedoch geschah etwas anderes.
Die Augen der Teufelsfiguren glühten plötzlich auf. Innerhalb von Sekunden erstrahlten sie in einem lodernden Feuer, und im nächsten Augenblick zuckten zwei Blitze daraus hervor.
»Vorsicht!« schrie ich.
Meine Warnung kam zu spät. Jedenfalls für Scorpio, den Holzhändler, denn auf ihn waren die Blitze fixiert.
An mir wischten sie vorbei, glitten kurz vor Scorpio noch weiter auseinander und fuhren dann hinter ihm zusammen, so daß sie ihn einschlossen.
Der Holzhändler befand sich inmitten eines elektrischen Kraftfeldes.
Aus den beiden Blitzstrahlen schossen plötzlich kleinere hervor und drangen von allen Seiten in den Körper des Mannes ein.
Schaurig schrie er.
Auf einmal befand er sich inmitten eines kalten Höllenfeuers. Ich wollte ihm noch zu Hilfe eilen, doch für eine Rettung war es längst zu spät. Scorpio, den Verräter, hatte die Rache der Hölle getroffen. Die Blitze erloschen, und zurück blieb eine Leiche.
Ein verkohlter Mensch, in dessen ehemaligem Gesicht nur die Augen hell leuchteten.
Das kalte Grauen nagelte Suko und mich auf unseren Plätzen fest. Ich spürte, wie ein Eishauch meinen Rücken hinabglitt. Dieses Ende hatte ich ihm nicht gegönnt. Er war nur ein Werkzeug gewesen, das nicht wußte, was überhaupt gespielt wurde.
Der Körper fiel nach vorn, schlug dicht vor meinen Füßen zu Boden und zerbröckelte zu kleinen Flocken, die wie schwarzer Schnee auf mich wirkten.
Aber noch waren die Schrecken nicht beendet. Die Ausstrahlung der Hölle hatte sich nicht zurückgezogen.
Von einem Augenblick zum anderen erlosch das Licht an der Decke. Es wurde dunkel.
Allerdings nur für einen Moment, dann flackerten wie von Geisterhand angezündet die Kerzen auf den Gräbern. Kleine blaue Flämmchen umtanzten die Dochte. Ein schwefelartiger Gestank breitete sich aus, der zum Husten reizte.
Satan war in der Nähe…
Ich griff unter meinen Mantel, faßte auch in den Jackettausschnitt und holte das Kreuz hervor. Dieses christliche Symbol war in diesem speziellen Fall ein wirksames Gegenmittel.
Ich nahm es nicht in die Hand, sondern ließ es offen vor dem breiten Mantelkragen baumeln.
»Bleib in meiner Nähe«, flüsterte ich Suko zu.
Der Chinese hatte die Gnostische Gemme in die Hand genommen.

Den flachen, grünlich schimmernden Stein, auf dessen Oberfläche eine Schlange eingraviert war, die sich selbst in den Schwanz biß.

Dann kam die Kälte.

Beide spürten wir den eisigen Hauch, der unser Blut zum Erfrieren bringen wollte. Die Kälte drang aus den Teufelsköpfen, deren Farbe sich gleichzeitig veränderte.

Jetzt schimmerten sie in einem ebenso kalten Blau wie die brennenden Kerzen.

Der geballte Angriff der anderen Macht war nicht mehr aufzuhalten. Von der Decke fielen plötzlich unzählige kleine Schlangen, dazwischen bewegten sich die Mäuler der Teufelsfratzen, und ein höhnisches, grausames Lachen klang in unseren Ohren nach.

Alles ging so schnell, daß wir nicht mehr ausweichen konnten. Die Schlangen regneten von der Decke herab. Sie klatschten auf unsere Körper, auf den Kopf, in die Gesichter.

Plötzlich konnte ich nichts mehr sehen. Ich hörte Sukos Fluchen, umfaßte mein Kreuz und rief einen Bannspruch der Weißen Magie, der übersetzt ungefähr so lautet:

»Satan, weiche in die Hölle! Was vor Urzeiten geschaffen wurde und alles überdauert hat, soll auch heute seine Gültigkeit haben. Aus der Hölle kommst du, in die Hölle mußt du. Die Kräfte des Lichts befehlen dir dies.«

Gleichzeitig hielt ich mein Kreuz hoch und senkte die Arme langsam nach vorn auf die Teufelsfratze in der Wand zu, die sich in unsäglichem Schmerz verzerrte, die Farbe wechselte, wurde pechschwarz und verblaßte.

Das Gleiche geschah mit der anderen Fratze, und auch die winzigen Schlangen verschwanden.

Wir konnten wieder frei atmen.

Suko hockte am Boden und stöhnte.

»Verdammt, das war knapp.«

Ich nickte nur.

Leer präsentierten sich die Wände unseren Blicken. Die Satansfratzen und auch die Symbole waren verschwunden. Nur noch das nackte Gestein blieb zurück.

Und die Gräber.

Auch das Licht leuchtete jetzt wieder. Zum Glück, möchte ich sagen, denn in seinem Schein bemerkte ich die ersten Risse in der Wand.

Gleichzeitig hörte ich auch das Knirschen.

Ein Alarmzeichen.

»Weg!« schrie ich Suko an. Doch der Chinese hatte es ebenfalls bemerkt und rannte schon auf die Tür zu.

Der Teufel hatte einen Stützpunkt verloren und war dabei, ihn endgültig zu vernichten.

Wir rannten nach draußen, hämmerten die Tür zu und hörten alles zusammenkrachen. Staub drang aus den Ritzen, und noch einmal erreichte ein dumpfes Gelächter unsere Ohren, dann wurde es still.

»Willst du nachsehen?« fragte Suko mich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wofür? Die Hölle hat einen Platz weniger. Mehr wollen wir nicht.«

Der Krach war natürlich gehört worden. Charles, der Butler, lief herbei. Von seiner sonst zur Schau getragenen Würde war nicht mehr viel zu sehen. Ratlosigkeit und Besorgnis standen in seinem Gesicht zu lesen.

»Was… was ist passiert?« fragte er.

Ich wies auf die Tür. »Wissen Sie, was dahinter lag?«

»Nein, Sir. Mr. Scorpio hat es verboten, die Tür zu öffnen. Niemand darf hineinsehen.«

Ich nickte. »Es ist auch besser so.«

»Darf ich fragen, Sir, was geschehen ist?«

Die Wahrheit wollte ich ihm nicht sagen, deshalb erwiderte ich: »Sie werden sich wohl nach einer neuen Arbeit umsehen müssen, Charles. Ihr Chef ist tot.«

Der Butler wankte zurück. »Ist… ist das wahr, Sir?« fragte er fassungslos.

»Wir haben keinen Grund, Sie zu belügen.«

Aus großen Augen stierte er uns an. Schrecken stahl sich auf sein Gesicht.

Ich ahnte, welche Gedanken hinter seiner hohen Stirn rotierten. Deshalb sagte ich: »Nein, wir haben ihn nicht getötet. Sie werden auch von ihm nichts mehr finden. Nehmen Sie alles so hin, wie ich es Ihnen gesagt habe.« Dabei griff ich in die Tasche und holte meinen Ausweis hervor. »Wir sind von Scotland Yard.« Das mußte zur Erklärung reichen.

Charles schluckte nur.

Suko schaute auf seine Uhr.

Ich verstand das Zeichen. Es wurde Zeit. Wir nickten dem Butler zu und gingen.

Charles rang die Hände. »Aber wo wollen Sie denn jetzt hin? Was soll ich den anderen sagen? Den Geschäftsfreunden, den Bekannten.«

Noch einmal blieb ich stehen. »Sagen Sie am besten gar nichts. Das andere ergibt sich alles von selbst.«

Er verstand mich nicht, was mir im Prinzip egal war. Wir hatten jetzt ein neues Ziel.

Cold Plains. Denn dort lebte die Frau, die alles inszeniert hatte. Lady Gowan.

Ich freute mich schon darauf, sie kennenzulernen…

***

Jane Collins ließ den rechten Arm mit der Waffe nach unten sinken. Es hatte keinen Zweck, jetzt den Helden spielen zu wollen. Die Lady besaß die stärkeren Argumente in Form einer Maschinenpistole.

Jane schaute sich die Waffe an. Es war eine Thompson-MPi, eine schwere Waffe, doch Lady Gowan hielt sie so, als wäre sie damit groß geworden. Jane nahm es ihr ab, daß sie damit auch umzugehen wußte.

»Sehr vernünftig, Miß Collins«, lobte die Lady sie. »Ich sehe schon, Sie wissen, worauf es ankommt. Lassen Sie die Pistole fallen. Es ist besser für Sie.«

Jane warf die Astra zu Boden. Jetzt fühlte sie sich ›nackt‹. Die Waffe hatte ihr noch ein wenig der alten Sicherheit gegeben, doch das war nun vorbei.

»Und du schließt die Tür!« fuhr Lady Gowan die verschüchterte Linda Brown an.

Das Girl nickte hastig und setzte sich in Bewegung. Um den Toten machte Linda einen großen Bogen. Ihre Knie zitterten. Jane dachte daran, daß sie jetzt eine winzige Chance zu fliehen hatte, aber Linda war keine ausgebildete Kämpferin. Die Bleikugeln hätten ihrer Flucht ein schnelles Ende bereitet.

Sie zog die Tür ins Schloß.

Die Lady war zufrieden. Sie lachte sogar. »Jetzt ist es wieder gemütlich, nicht wahr?« Sie schaute Linda dabei an. »Los, geh zu deiner Freundin, kleine Schnüfflerin.«

Gehorsam folgte Linda dem Befehl. Sie stand eine schreckliche Angst durch, auch Janes aufmunterndes Lächeln milderte dieses Gefühl nicht.

Die Lady schritt die Stufen hinab. Trotz ihres Alters besaß sie eine ungeheure Kraft. Ihre Bewegungen wirkten elastisch, keine Spur von Schwäche oder Alterserscheinungen.

Die Mündung der Pistole wies unverwandt auf eine der beiden Frauen. Das wechselte jedesmal so rasch, daß Jane Collins keine Chance bekam, etwas zu unternehmen.

Die Lady hielt nach wie vor sämtliche Trümpfe in ihrer Hand.

»Bring mir die Waffe«, sagte sie zu Linda.

Das Girl verstand. Linda bückte sich und hob Janes Astra auf.

»Wenn du mir in die Schußlinie gerätst, drückte ich ab«, drohte die Frau.

Diese Warnung nahm sich Linda Brown zu Herzen, denn sie machte einen großen Bogen um sie.

Lady Gowan stand vor der untersten Treppenstufe. Sie löste eine Hand von der Pistole, streckte den Arm aus und nahm dem Girl die Astra-Pistole ab.

Gelassen schob sie die Waffe in den Rockbund. Diese Frau trat mit

einer ungeheuren Sicherheit auf und hatte Nerven wie Drahtseile. Dann wandte sie sich direkt an Jane Collins. »Wer sind Sie?«

»Meinen Namen kennen Sie ja«, erwiderte die Detektivin. »Und ich hatte eine Autopanne.«

»Eine Vorgetäuschte.«

»Das müssen Sie mir erst beweisen.«

»Nichts leichter als das. Ich brauche mir nur den Toten anzuschauen. Mit normalen Kugeln ist er nicht zu töten, es muß schon Spezialmunition sein. Und wer verfügt wohl über diese Art von Munition. Geweihte Silberkugeln, zum Beispiel! Doch nur Menschen, die sich mit einem Wissensgebiet beschäftigen, von dem sie besser die Finger gelassen hätten. Sie geben sich nur so harmlos, Jane Collins. Reden Sie, packen Sie aus. Wer sind Sie wirklich? Und warum sind Sie in mein Haus eingebrochen?«

Jane Collins sah ein, daß es keinen Zweck mehr hatte, noch länger zu lügen. Sie würde die Situation nur noch verschlimmern. Dabei dachte sie nicht so sehr an sich, sondern an das Mädchen.

»Ich möchte zuvor klarstellen, daß Linda nichts, aber auch gar nichts mit der Sache hier zu tun hat.«

»Das zu beurteilen, überlassen Sie besser mir«, erwiderte Lady Gowan kalt. »Sie kennen doch sicherlich den Spruch: Mitgefangen, mitgehangen.«

»Aber sie hat wirklich nichts…«

Linda Brown mischte sich ein. »Lassen Sie nur, Jane. Ich werde meinen Weg gehen.«

»Wie edel«, spottete die Lady. »Auch wenn dieser Weg in die Hölle führt?«

»Auch dann.«

Die Lady lachte. »Wie bist du doch dumm, Mädchen! Du hättest es an meiner Seite so gut haben können. Ich hatte dich als meine Nachfolgerin erwählt, aber was machst du? Stellst dich einfach auf die Seite dieser verdammten Collins. Was sind Sie wirklich von Beruf, Miß Collins? Darauf haben Sie mir immer noch keine Antwort gegeben.«

»Ich bin Privatdetektivin.«

»Oh.« Diesmal war die Frau wirklich überrascht. Sie schauspielerte auch nicht, denn damit hatte sie nicht gerechnet. »Darf ich fragen, wer Sie engagiert hat?«

»Sicher dürfen Sie fragen, nur werde ich Ihnen keine Antwort geben. Ich bin nicht dazu verpflichtet, meinen Klienten zu nennen.«

»Sie wissen genau, daß ich Sie zwingen kann!«

Jane hob die Schultern. »Natürlich, doch mein Klient ist jemand, den Sie nicht kennen.«

»Also nicht Lindas Vater?«

»Nein.«

Die Lady atmete auf, wurde gleichzeitig noch neugieriger. »Ich will jetzt und hier wissen, wer Ihnen den Auftrag gegeben hat, hier herumzuschnüffeln.«

Da ritt Jane Collins der Teufel. Plötzlich wußte sie, wen sie als Klienten angeben konnte.

»Gut.« Jane tat, als gäbe sie sich geschlagen. »Ich will Ihnen den Namen sagen. Es ist Ihr alter Freund und Bundesgenosse…« Sie machte eine geschickte Atempause. »Alfredo Scorpio!«

Die Lady zuckte zusammen. Diese Antwort hatte sie wie ein Tiefschlag getroffen. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte sie.

»Doch!« Jane Collins log unverfroren. Sie mußte es tun, denn sie wollte die Lady aus dem Konzept bringen, wollte sie unsicher machen.

Lady Gowan atmete tief ein. »Ich werde ihn herbestellen«, sagte sie.

»Dann werde ich ihn euch gegenüberstellen. Und wenn du nicht die Wahrheit gesagt hast, blonde Hexe, stirbst du tausend Tode. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Darf ich Sie daran erinnern, daß das Telefon zerstört ist«, sagte Jane spöttisch, und sie genoß in diesen Augenblicken ihren Triumph.

Die Lady ballte die Hände. Ihre Augen funkelten. Sie nickte und sagte: »Dann muß es eben so gehen. Was nun kommt, das habt ihr euch selbst zuzuschreiben.«

»Wollen Sie uns töten?« fragte Jane.

Sie bekam keine Antwort. Dafür dirigierte die Lady sie auf eine Tür zu, die im toten Winkel zur Treppe lag.

Linda schritt neben Jane. »Die Tür führt in den Keller«, hauchte das Girl.

Die Lady hatte die Worte trotz allem gehört. Sie kicherte hohl. »Ja, sie führt in den Keller. Und dort werdet ihr die Überraschungen erleben.«

Linda bekam den Schlüssel und mußte aufschließen.

Am Beginn der Steintreppe blieben Jane und sie stehen. Sie kamen sich vor wie am Eingang zu einer Gruft. Ein muffiger Geruch drang von unten herauf.

Eine Gänsehaut rann über Janes Körper. Linda neben ihr zitterte vor Angst. »Steigt schon hinab!« kreischte die Lady giftig. »Da unten wartet eine Überraschung.«

Den beiden Gefangenen blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten.

Lady Gowan dachte nicht daran, das Licht anzuknipsen, und so mußten sie in der Dunkelheit die Stufen nehmen. Schmale Steinstufen, gefährlich und an einigen Kanten schon abgebröckelt.

Jane Collins spürte Lindas Hand an der ihren. Sie ließ es geschehen. Der körperliche Kontakt gab dem Mädchen vielleicht die Kraft, alles durchzustehen.

Schritt für Schritt gingen sie die Stufen hinab. Dann hatten sie das Ende der Treppe erreicht.

Jane Collins drehte den Kopf. Sie schaute hoch zu dem erhellten Viereck, durch das noch Licht auf die ersten Stufen fiel. Deutlich hoben sich die Umrisse der Lady auf der Schwelle ab. Sie sahen auch die Pistole, die sie nach wie vor fest in beiden Händen hielt.

Die Lady lachte höhnisch. »Ich wünsche euch viel Spaß«, sagte sie. »Die nächsten beiden Stunden werden für euch sicherlich interessant. Und dann schaue ich nach.« Abermals lachte sie, bevor sie die Tür heftig zuknallte.

Dunkelheit. Absolute Finsternis hüllte Jane und Linda ein. Sie konnten die Hand nicht vor Augen sehen.

Sekundenlang standen sie still, ohne sich überhaupt zu rühren. Jane spürte Lindas Atem an ihrem Ohr. Das Girl hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt.

»Was sollen wir jetzt tun?«

»Erst einmal müssen wir Licht haben. Sie kennen sich doch hier unten aus. Wo befindet sich der Schalter?«

»Das weiß ich nicht. Ich durfte nie in den Keller. Die Lady hat es verboten.«

»Hm, das ist schlecht.«

»Meinen Sie… meinen Sie, daß wir es schaffen, Jane?«

»Noch leben wir«, erwiderte die Detektivin.

»Sie sind wohl sehr mutig, wie?«

Jane lachte leise. »Ich habe es gelernt, nie aufzugeben. Das ist es. Du kanntet übrigens das Sie weglassen. Wir sind schließlich Leidensgenossinnen.«

»Danke, Jane.«

»Trotzdem brauchen wir Licht. Da beißt keine Maus den Faden ab. Ich werde einen Schalter suchen.«

»Laß mich mitgehen.«

»Okay.«

Die beiden Frauen setzten sich in Bewegung. Sie gingen nach rechts, streckten die Arme vor und kamen nur im Schneckentempo voran. Dann stießen sie gegen eine Wand.

»Halt«, sagte Jane. Flach legte sie die Handteller gegen das Gestein. Danach führte sie die Hände kreisförmig in die Runde, wobei sie die Kreise immer größer zog.

Nichts. Nur das rauhe Gestein, aber kein Lichtschalter.

Linda verlor schon die Hoffnung. »Hier unten wird es wohl keinen geben«, vermutete sie.

»Dann bleibt uns noch die Möglichkeit, die Treppe wieder hinaufzugehen, denn oben an der Tür finden wir sicherlich einen Schalter. Wenn wir wieder Licht haben sieht alles ganz anders aus.«

»Deinen Mut möchte ich haben.«

»Alles halb so schlimm.« Jane stieß Linda leicht an. »Geh mal etwas zur Seite, ich möchte die linke Hälfte der Wand absuchen.«

Linda trat zurück.

Wieder fuhren die Hände der Detektivin über das rauhe Gestein. Sie ertastete Fugen, Spalten und kleinere Risse, aber keinen Schalter. Zusätzlich machte ihnen die Kälte zu schaffen. Der Keller war nicht beheizt, und der Frost drang durch alle Löcher. Sie froren entsetzlich und hatten sogar Schwierigkeiten, die Finger zu bewegen.

Jane Collins ging immer weiter nach links. Dort ertasteten ihre Finger eine Mauerkante.

»Hier ist die Mauer zu Ende«, teilte sie ihre Entdeckung Linda flüsternd mit.

»Und?«

»Warte ab.« Jane fühlte weiter. Um die Kante griff sie herum, machte die Finger lang und spürte plötzlich unter den Kuppen eine rauhe Holzkante.

»Hier ist eine Tür«, sagte sie.

Die Detektivin forschte weiter. Sie ertastete weitere Latten und wußte nun Bescheid.

»Wahrscheinlich sind wir in einem Gang, von dem mehrere Türen abzweigen«, erklärte sie. »Wir…«

Plötzlich stockte Jane.

Jemand hatte ihre Hand berührt.

Aber es waren nicht die Finger des Mädchens, sondern es war die eiskalte Klaue eines Monsters…

***

Wir liefen rasch durch den Vorgarten.

Ich war tief in Gedanken versunken, denn die letzten Ereignisse gingen mir nicht aus dem Kopf. Zudem machte ich mir große Sorgen um Jane Collins. Vielleicht achtete ich deshalb nicht so sehr auf die Umgebung, wurde aber aufmerksam, als Suko mich anstieß.

Ich blieb stehen. »Was ist denn?«

»Schau mal auf die Straße.«

Ich sah meinen Bentley. Und knapp dahinter parkte ein dunkelblauer Rover.

Drei Männer saßen darin.

»Kennst du die?« fragte Suko leise.

»Verdammt, das sind doch…«

»Genau. Die Typen aus dem Holzlager.«

Innerhalb weniger Augenblicke wurde die Lage kritisch. Was sollten wir tun? Hinlaufen und die Gangster zu verhaften versuchen? Es würde eine Schießerei geben, und die mußte ich unbedingt

vermeiden. Es hatten schon einmal Unschuldige sterben müssen.
»Haben sie uns schon gesehen?«
Suko hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich nehme es aber an.«
Ich entschied mich sofort. Wir wollten es nicht auf eine Auseinandersetzung ankommen lassen. Das heißt, wir allein griffen die Typen nicht an. Um sie zu fassen, brauchten wir Verstärkung.
»Los, in den Bentley«, sagte ich zu Suko.
»Und dann?«
»Alarmiere ich die Kollegen. Sie müssen die Killer fangen.«
Suko hatte seine Zweifel. »Hoffentlich geht das gut.«
»Hast du einen besseren Vorschlag?« Meine Stimme klang gereizt.
»Reg dich nicht auf, John.«
»Sorry.«
Wir verließen das Grundstück. Auf dem Bentley lag bereits eine dünne Eisschicht. Sie glitzerte an einer Seite, als fahle Sonnenstrahlen sie traf.
Wir wurden beobachtet. Und es stand außer Zweifel, daß auch die Killer in dem Rover wußten, wen sie da vor sich hatten. Schließlich hatten sie uns ebenfalls erkannt.
Dann schwangen die beiden vorderen Türen auf.
Ich hielt bereits den Schlüssel in der Hand, stoppte meine Bemühungen jedoch, als ich sah, daß zwei Männer den Wagen verließen. Sie hatten sich nicht umgezogen und waren noch so gekleidet wie auch in der Lagerhalle.
Die Männer kamen auf den Bentley zu. Aber sie machten keine Anstalten, unter ihren Mänteln nach den Waffen zu greifen. Sie hielten die Arme sogar demonstrativ von ihren Körpern ab.
Der dritte Kerl blieb im Rover. Ich konnte ihn nicht genau erkennen, da die getönten Scheiben meine Sicht erschwerten.
Zwei Schritte vor mir blieben sie stehen. Suko befand sich auf der anderen Seite des Bentley und schaute uns über das Dach hinweg zu.
»Ja?« fragte ich.
Der Größere der beiden griff an seine Hutkrempe und zog sie etwas weiter in die Stirn. Er hatte ein blasses Gesicht, in dem die bläulichen Bartschatten besonders auffielen.
Sein Kumpan wirkte kompakter. Die Schultern drohten die Mantelnähte fast zu sprengen.
»Was wollen Sie?« sprach ich den Größeren an.
»Schätze, wir haben noch eine Rechnung offenstehen«, vermutete er und lächelte dabei.
»So? Welche?«
»Denken Sie an das Lagerhaus. Sie haben einen Mann von uns angeschossen. Ich habe Sie noch nie bei Scorpio gesehen. Wer sind Sie, Mister?«

»Mein Name ist Sinclair.«
»Der sagt mir einen Dreck.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Arbeiten Sie für Scorpio? Hat er Sie angestellt, um sein verdammtes Gold zu schützen?«
»Gold?«
Durch die Zähne zog der Killer den Atem ein. »Normalerweise habe ich nicht soviel Geduld, aber ich will Ihnen eine Chance geben. Verraten Sie uns, wann das Gold abtransportiert wird. Wenn nicht, dann werden Sie…«
»Was werde ich?« unterbrach ich ihn.
»Dann werden Sie sterben. Und der Chink da drüben auch.«
Suko zuckte zusammen. Er haßte dieses Schimpfwort, und auch ich konnte es nicht ab. Trotzdem blieb ich gelassen, lächelte sogar und nickte dabei.
»Wissen Sie eigentlich, daß das eine Morddrohung war?«
»Klar, das sollte sie auch sein.« Diese Antwort gab der Dicke und steckte seine rechte Hand in die Manteltasche.
»Es ist gut, daß Sie sich dessen bewußt sind. Denn damit haben Sie gedroht, einen Scotland-Yard-Beamten in Erfüllung seines Dienstes zu erschießen!«
Das saß. Die Typen vor mir hatten von nichts eine Ahnung; Sie wußten nicht, mit wem sie sprachen. Um so größer war der Schock.
»Scotland Yard«, echote der Größere.
»Genau. Das kann ich Ihnen sogar beweisen.« Schnell warf ich dem Untersetzten einen Blick zu. »Und nehmen Sie nur die Hand aus der verdammten Tasche.«
Er war noch so geschockt, daß er sogar gehorchte.
Ich zeigte meinen Ausweis. »Hiermit nehme ich Sie beide fest wegen Bedrohung eines Polizeibeamten«, sagte ich meinen Spruch auf.
Der Größere fluchte, doch sein Kumpan faßte wieder in die Tasche. Er sprang zurück, riß seinen Arm nach oben, und ein schwerer Revolver glänzte in seiner Faust.
Da ich meinen Ausweis in der Hand hielt, war ich noch immer gehandikapt. Mir blieb nur die Flucht nach vorn.
Wuchtig warf ich mich gegen den zweiten Killer, der nach hinten flog und die Balance nicht mehr halten konnte.
Im gleichen Augenblick krachte ein Schuß.
Doch nicht der Killer, sondern Suko hatte gefeuert. Der Gangster bekam die Kugel in die rechte Schulter, wurde von der Aufprallwucht zur Seite gedriftet und ließ seine Kanone fallen. Der blaue Mantelstoff färbte sich plötzlich rot.
Da griff der Fahrer ein.
Wie ein Gummimännchen jumpte er aus seinem Wagen. Die Pistole

hielt er in einer Hand, und er feuerte sofort. Dieser Bastard nahm keine Rücksicht auf Unschuldige.

Fahrzeuge wurden abgebremst. Passanten blieben stehen oder flüchteten schreiend zu den nächst erreichbaren Deckungen. Ich bekam das alles aus den Augenwinkeln mit, denn ich hatte mich nach vorn geworfen und einen Baumstamm als Schutz gefunden.

Eine Kugel hieb in den Stamm.

Suko schoß zurück.

Ich peilte um den Baum herum, sah den Hut des Killers über der offenstehenden Wagentür schweben und schoß ebenfalls.

Die Kopfbedeckung flog davon.

Sofort verstummte die Waffe meines Gegners. Der Gangster gab Fersengeld. Ich sah ihn rennen, wollte hinterher, doch ich sah, daß Suko günstiger stand.

Der Chinese kümmerte sich um ihn.

Ich beschäftigte mich mit dem Killer, der mich angesprochen hatte. Er wollte ebenfalls die Flucht ergreifen, kam aber nur wenige Schritte weit, da ich ihm mit einem Sprung in den Nacken hechtete und ihn zu Boden riß.

Wir fielen übereinander.

Der Kerl unter mir versuchte einen Buckel zu machen. Mit dem Waffenlauf schlug ich zu.

Der Killer wurde schlaff.

Ich richtete mich auf.

Mit jaulenden Reifen bogen zwei Streifenwagen in die Straße ein. Das Rotlicht kreiste, die Sirenen jammerten. Ich machte einen langen Hals, winkte und sah auch Suko.

Er hatte den Fahrer des Mordwagens in den Polizeigriff genommen. Es bestand keine Gefahr mehr.

Wir konnten aufatmen.

Die Beamten sprangen aus ihren Wagen. Die meisten kannten mich, und die Polizisten ließen ihre Waffen sinken.

Ein Sergeant war der Chef. Ihn sprach ich an. »Kümmern Sie sich um die Gangster und lassen Sie einen Arzt kommen. Es hat Verletzte gegeben.«

Suko stieß seinen Gefangenen den Polizisten in die Arme und grinste. »Der dachte, er könnte schneller laufen als ich. Sein Pech.«

Ich habe mich schon oft gewundert, wie schnell Neugierige am Tatort erscheinen. Innerhalb von Sekunden hatten sie einen dichten Ring gebildet.

Sie gaben ihre Kommentare und behinderten die Beamten bei ihrer Arbeit.

Suko und ich hatten hier nicht mehr viel verloren. Ich erklärte dem Sergeant, daß ich wegmußte.

Er schaute mich stirnrunzelnd an. »Wo Sie auftauchen, ist immer was los, wie? Erst in der Holzfabrik, jetzt hier.«
»Hat sich das auch schon herumgesprochen?«
»Und ob.«
»Sie sehen, daß wir uns nicht nur mit Geistern herumschlagen, sondern den Kollegen noch die Arbeit abnehmen. Und das alles ohne Extra-Salär.«
Ich schlug ihm auf die Schulter und ließ ihn stehen. Zehn Sekunden später waren Suko und ich unterwegs.

***

Die Kälte des Todes wanderte durch Janes linken Arm. Innerhalb weniger Sekunden hatte sie kein Gefühl mehr, spürte sie ihre Finger nicht und auch nicht den Druck, den die Klauenhand ausübte.
Sie stöhnte auf.
»Jane, Jane! Was ist los?« Linda wußte, daß etwas geschehen war, aber nicht was.
Die Detektivin gab keine Antwort. Sie riß sich zusammen. Sie mußte diesen Griff sprengen. Dicht vor sich hörte sie ein dumpfes Knurren und dann wieder dieses widerlich blubbernde Geräusch.
Da wußte sie, daß ein Untoter sie gepackt hielt. Er gab um keinen Deut nach.
Hart riß er Jane heran.
Die Detektivin prallte gegen den Lattenrost der Tür. Sie spürte einen Schmerz an der Stirn, hörte das Holz knirschen und bemerkte den Modergeruch, der ihr fast den Atem raubte.
Ich werde wahnsinnig! dachte sie. Ich werde hier noch wahnsinnig. Aber sie verscheuchte die Gedanken. Gab nicht auf, durfte nicht aufgeben, sonst war sie verloren.
Noch immer hielt die kalte Hand sie fest, und noch immer drückte sie zu. Jane sammelte alle Kräfte. Dann gab sie sich einen gewaltigen Ruck und riß sich los.
Der eigene Schwung trieb sie zurück. Dicht über ihrem Gelenk brannte es wie Feuer. Jane fiel nach hinten, stieß mit der Schulter noch gegen Linda Brown und prallte gegen die gegenüberliegende Kellerwand, wobei sie sich schmerzhaft den Rücken stieß.
Doch sie war frei!
Sie atmete schwer und keuchend. Am liebsten hätte sie sich heulend in eine Ecke verzogen, aber Aufgabe bedeutete Tod. Die erste Gefahr war gebannt, Sie spürte auch, wie das Blut anfing zu zirkulieren und die Wärme in ihren Arm zurückkroch.
Tappende Schritte.
Linda Brown suchte in der undurchdringlichen Finsternis nach ihrer Leidensgenossin.

»Jane, Jane! Wo bist du?«

»Hier.«

»Und?«

Jane gab keine Antwort. Sie spürte Lindas Schuhspitze an ihrem Oberschenkel, hob den Arm und umfaßte die Hand des Girls.

Linda ging in die Knie. »Geht es dir gut?«

»So in etwa!«

»Was ist denn geschehen?« Lindas Stimme, klang aufgeregt und zitterte vor Angst.

Jane Collins war klar, daß lügen keinen Sinn hatte. Das Mädchen mußte es einfach erfahren. »Wir sind nicht allein in diesem Keller, Linda.«

»Wieso?« Jane hatte noch immer Handkontakt, und sie merkte, wie Linda Brown versteifte.

»Du mußt damit rechnen, den Freunden der Lady zu begegnen.« Sie sagte bewußt nicht Untote, weil sie das Mädchen nicht zu sehr erschrecken wollte.

Linda konnte eins und eins addieren. »War es der, den ich in dem Zimmer oben gesehen habe?«

»Wahrscheinlich.«

»O Gott, nein, das ist…« Sie schluchzte auf, und Jane fuhr sie barsch an.

»Verlier jetzt nur nicht die Nerven, das macht unsere Situation auch nicht besser.«

»Entschuldige.«

»Schon gut.« Jane Collins drehte sich, stützte sich an der Wand ab und stand auf.

»Wo willst du hin?« fragte Linda Brown.

»Immer noch Licht machen.«

»Aber dann sehen uns diese…«

»Besser eine Gefahr, die man erkannt hat, als eine, von der man nichts weiß«, erwiderte die Detektivin. Sie schlenkerte den rechten Arm und stellte fest, daß sie ihn wieder gut bewegen konnte. Trotz dieser positiven Reaktion machte sie sich über ihr und das Schicksal des Mädchens keine Illusionen.

Sie blieben in diesem Keller gefangen. Das allein war schon schlimm genug. Als noch bedrohlicher empfand Jane die Tatsache, daß sie keine Waffen besaßen.

Kein Messer, keine Pistole nichts, womit sie die Untoten aufhalten konnten.

Blieb nur noch die Hoffnung auf John Sinclair. Jane hatte gedacht, die Lady hinhalten zu können, bis ich eintraf, doch die Rechnung war nicht aufgegangen. Viel schneller als erwartet hatte sich die Situation zugespitzt.

»Jane, weißt du in welche Richtung wir laufen müssen? Ich habe die Orientierung verloren«, gestand Linda.

Die Detektivin lachte. »Wie gut, daß ich aufgepaßt habe. Gib mir deine Hand.«

Sie streckte den Arm aus und fühlte bald Lindas Finger auf ihrem Handteller.

Jane griff zu, streckte den noch freien Arm aus und bewegte sich vorsichtig weiter. Dabei lauschte sie immer auf die schrecklichen Geräusche, doch kein Blubbern oder Stöhnen drang an ihre Ohren. Die Zombies hielten sich noch zurück.

Mit der Fußspitze stieß Jane gegen die unterste Stufe. Sie blieb stehen. »Die Treppe«, flüsterte sie.

Linda atmete auf.

»Gib acht, daß du nicht stolperst«, warnte Jane die Zwanzigjährige. »Bleib immer dicht hinter mir.«

»Ja.«

Jane hob den rechten Fuß zuerst und betrat die unterste Stufe. Sie ging wie ein kleines Kind höher und blieb jedesmal auf einer Stufe stehen. Dabei hielt sie die linke Hand ausgestreckt.

Sie hatte sich die Anzahl der Stufen nicht gemerkt, aber ihrem Gefühl nach mußten sie die Treppe bald hinter sich haben. Jane täuschte sich nicht. Die tastenden Finger fuhren über das Holz der Kellertür.

Automatisch suchte die Detektivin nach der Klinke, fand sie und drückte sie nach unten.

Verschlossen!

Es wäre auch zu schön gewesen.

Das Holz war so dick, daß es jedem Ausbruchsversuch mit bloßen Fäusten standhielt. Sie brauchten Waffen. Vielleicht eine Axt oder ein Stemmeisen. Das wäre jetzt genau das richtige gewesen.

Um das jedoch zu finden, benötigten sie erst einmal Licht. Die Detektivin löste ihre Hand aus Lindas Fingern und suchte die Wand ab. Irgendwo mußte sich doch der Schalter befinden.

Jane fand ihn.

Ihr Aufatmen glich einem Stöhnen, als sie ihn herumdrehte und unten im Gang unter der Decke zwei trübe Birnen aufleuchteten, die durch ein kleines Gitter gesichert waren.

Mit ein wenig Licht sah die Situation direkt anders aus.

Die beiden Frauen schauten sich an.

Linda hatte ein verweintes Gesicht. Die Tränen hatten Spuren ihrer Augenschminke auf den Wangen hinterlassen, und die Lippen zuckten.

Jane schaute auf ihre rechte Hand.

Der Zombie hatte sehr fest zugegriffen. Deutlich waren die Abdrücke zu sehen, aber auch die blutenden Stellen, die sie sich bei ihrem Befreiungsversuch zugezogen hatte.

»Du bist ja verletzt«, hauchte Linda.
»Halb so schlimm.« Jane schaute und deutete nach unten. »Wir müssen wieder zurück und den Keller durchsuchen. Vielleicht finden wir Waffen, mit denen wir uns verteidigen oder die Tür hier aufbrechen können.«
»Meinst du?«
»Natürlich. Denk nur daran, was die Leute so alles in alten Kellern aufbewahren. Das sind manchmal wahre Schätze. Wo, zum Beispiel, wird das Kaminholz gespalten?«
»Das macht mein Vater.«
»Hier im Keller?«
»Nein, im Anbau drüben.«
»Aber er hat dazu eine Axt.«
»Natürlich.«
»Okay, vielleicht finden wir eine zweite.«
Sie stiegen die Treppe wieder hinunter. Jetzt endlich konnten sie auch den Gang sehen und die einzelnen Verschlage, die rechts von ihm abzweigten. Links lief nur die Mauer weiter.
Jane hielt das Girl fest. »Was du auch siehst, Linda, verliere bitte nicht die Nerven. Denke immer daran, daß wir überleben wollen und nichts weiter.«
Linda nickte.
»Dann kann uns nichts passieren«, lächelte Jane zuversichtlich.
Die beiden Frauen schlichen durch den Gang. Sie kamen auch an der ersten Tür vorbei, wo Jane von dem Zombie angegriffen worden war. Während Linda den Kopf hocherhoben hielt und stur geradeaus schaute, warf die Detektivin einen Blick nach rechts.
Dort sah sie das Monster.
Ein grauenhaftes Bild. Obwohl das Streulicht nur schwach war, erkannte sie doch die plumpe, unförmige Gestalt mit dem zerstörten Gesicht und den gierigen Klauen, die sich um die Holzlatten geklammert hatten.
Aus der Ecke erhob sich ein zweiter Zombie. Seine Augen leuchteten weiß, so verdreht waren sie.
Beide streckten sie die Arme zwischen die Stäbe und versuchten nach den Frauen zu greifen.
Jane drückte Linda und sich eng gegen die gegenüberliegende Wand. Das Girl hatte doch einen Blick riskiert und schluchzte auf.
»Sieh nicht hin!« zischte Jane.
Sie gingen weiter.
Zwei Schritte später erreichten sie die Tür zum zweiten Verlies. Das gleiche Bild.
Die Detektivin mußte Linda vorwärtsschieben. Bei dieser Bewegung geriet sie zu nahe an den Verschlag, so daß einer der Untoten seinen

Arm weit herausstrecken konnte.

Schwer fiel die Hand des Zombies auf Janes Schulter.

Die Detektivin erstarrte. Allerdings nur für einen Moment. Dann fuhr sie herum, wobei sie die Hand in der Bewegung abstreifte. Sie schwang zurück und schlug gegen eine der Latten.

»Geh jetzt weiter!«, fuhr Jane das Girl an. Die letzte Berührung hatte sie geschockt, denn abermals war sie mit dem Eishauch des Todes in Berührung gekommen.

Das dritte Verlies war ebenfalls nicht leer. Auch darin hockten sie und starrten. Wie Lianen im Urwald, so schlängelten sich ihre Arme hervor, und sie spreizten die Hände, wobei bei einer Hand die blanken Knochen hervorstachen.

Schließlich hatten Jane und Linda den grauenhaften Gang hinter sich gelassen.

Sie atmeten auf.

Linda hatte die Augen weit aufgerissen. Sie schaute ins Leere. Wahrscheinlich hatte sie der Anblick dieser Zombies so geschockt, daß sie das Entsetzen nicht mehr faßte, was im Prinzip gut war.

Jane Collins allerdings fragte sich, was diese Lady Gowan für ein Mensch war. Wie konnte man nur solche Schreckgestalten im Keller verbergen?

Und wofür?

Nach den Gründen zu forschen, war hier nicht der richtige Augenblick. Das konnte man später machen, falls es ein später überhaupt noch jemals gab.

Der Kellergang war zwar zu Ende, aber es ging trotzdem noch weiter. Und zwar sah Jane eine schmale Tür, die auch in der Höhe nicht mit den normalen Türen übereinstimmte, sondern tiefer gezogen war, daß Jane den Kopf einziehen mußte, wenn sie hindurchschritt.

Sie probierte die Klinke, drückte die Tür jedoch nicht auf, sondern fragte erst Linda Brown: »Du weißt nicht zufällig, welcher Raum sich dahinter befindet?«

Kopfschütteln.

Die blondhaarige Detektivin war auf alles gefaßt. Ruckartig stieß sie die Tür auf und zog gleichzeitig ihren Kopf ein.

Dunkelheit. Der schwache Lichtschein vom Gang reichte kaum zwei Schritte weit, dann saugte die Finsternis ihn auf.

Wieder fuhr Janes Hand an der Mauer entlang, fand auch den Schalter und drehte ihn herum.

Licht flackerte, brannte dann weiter, so daß die Frauen alles erkennen konnten.

Der Raum war nicht leer. Irgend jemand hatte die Wände schwarz gestrichen, ebenso die Decke, auf der jedoch das Ziegenbockgesicht des Satans in einer blutroten Farbe leuchtete.

Das war nicht alles.
Wie auch schon in Scorpios Haus befanden sich sechs Grabstätten in dem unheimlichen Kellerraum.
Diesmal jedoch Särge!
Sechs Holzsärge standen dort, jeweils drei nebeneinander stehend, so daß ein Mittelgang freiblieb.
Ansonsten war dieses Verlies leer. Sosehr Jane auch suchte, sie fand keine Waffe, mit der sie sich und Linda hätte verteidigen können.
Diese Erkenntnis schmetterte sie nieder. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als denselben Weg wieder zurückzugehen. Nochmals an den Schreckensgestalten vorbei.
Doch Jane wollte nichts unversucht lassen. Sie bedeutete Linda, an der Tür stehenzubleiben, und schritt selbst in das Verlies hinein. Suchend schaute sie sich um.
Ihr Blick glitt auch hoch zur Decke, und in der Ecke des Raumes sah sie die Öffnung.
Das Ende eines Schachts.
Sofort klopfte ihr Herz schneller.
»Linda!« wisperte Jane und zeigte nach oben. »Was ist das für ein Schacht?«
»Ich… ich weiß nicht…«
»Aber du hast mir doch erzählt, daß der Untote, den wir getötet haben, durch eine Bodenklappe gestiegen ist. Vielleicht ist das der Verbindungsschacht, der sich durch das Haus zieht?«
Jetzt nickte Linda heftig. Der stumpfe Ausdruck verschwand aus ihren Augen. Sie faßte wieder neuen Mut.
Auch Jane lächelte. Sie schaute genauer hin und glaubte, sogar Steigeisen zu erkennen. »Das müßten wir eigentlich schaffen!« Sie machte Linda Mut.
Auch das Girl trat näher.
Aber das Schicksal wollte es anders.
Linda Brown hatte Jane noch nicht erreicht, als beide das Brechen von Holz hörten. Es knirschte und knackte, brach und splitterte. Dazwischen ertönte ein Knurren und Jammern, sowie ein Fauchen und Heulen.
Die Frauen schauten sich an.
»Nein!« keuchte Linda. »Nein, nicht…« Sie warf sich gegen Janes Brust, und die Detektivin drückte das Mädchen an sich.
Über Lindas Schulter hinweg konnte sie auf die Tür schauen, hörte bereits die schlurfenden Schritte, und wenige Sekunden später tauchten die beiden ersten lebenden Toten in dem Türrechteck auf…

***

Ich wußte, daß ich riskant fuhr, aber zum Teufel, ich konnte einfach

nicht langsam fahren.

Jede Sekunden zählte.

Neben mir saß Suko. Unbewegt war sein Gesicht. Er hatte vorhin die Dämonenpeitsche bei einem sekundenlangen Stopp aus dem Koffer genommen und hielt sie in der rechten Hand. Wenn wir der Lady einen Besuch abstatteten, wollten wir gerüstet sein.

Ich dachte über diese Frau nach, obwohl ich sie noch nicht einmal gesehen hatte, und wirklich, Freunde, ich mußte mich schütteln. Eine Frau, die ihre toten Liebhaber um sich versammelte, wo gab es so etwas schon? Das konnte sich doch kein menschliches Gehirn ausdenken, das durfte nicht wahr sein.

Da steckte der Teufel dahinter.

»Eine Kurve, John!« Suko ermahnte mich, mit der Geschwindigkeit zurückzugehen. Ich folgte seinem Rat, denn zu beiden Seiten der Straße sah ich es glitzern.

Eis!

Der Bentley packte die Kurve. Ich hatte zwar Winterreifen aufgezogen, doch bei Glatteis nutzten die auch nicht viel.

Weiter.

Wir fuhren durch die flache englische Landschaft. Hier und da ein Lichtpunkt in der Dunkelheit, ein einsames Gehöft, dann sah ich rechts vor uns eine lange, sich bewegende helle Kette schimmern.

Ein Zug.

Er erinnerte mich an das Abenteuer in Italien, das ich mit dem Todeszug erlebt hatte.[3]

Damals war es auch sehr knapp gewesen.

Wenig später sahen wir die Lichter von Caterham. Jetzt war es nur noch ein Katzensprung.

Die Temperatur war noch gesunken, doch es deutete sich bereits ein Wetterumschwung an.

Ich mußte jetzt nicht nur auf die Straße achtgeben, sondern auch auf den Wegweiser nach Cold Plains. Suko entdeckte ihn.

»Nächste rechts«, meldete er.

Ich hatte verstanden, fuhr langsamer und bog in die schmale Straße ein. Beim Einfahren rutschte ich mit dem Heck leicht weg, ein Beweis, daß doch Eis auf der Fahrbahn lag.

Die Sicht war klar. Deshalb sahen wir auch die Lichter der Ortschaft.

Ein paar Minuten später fuhren wir durch den Ort. Er schien ausgestorben zu sein. Die Menschen hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Ich suchte jemanden, der mir den Weg zu Lady Gowans Gut erklärte.

Schließlich sah ich einen Mann vor seinem Haus, der Salz streute. Wir hielten an, ich sprang aus dem Wagen und erkundigte mich bei dem Mann nach der genauen Fahrtrichtung.

Er sagte mir genau Bescheid.
Ich bedankte mich und fuhr weiter. Es war ganz einfach, wenn man es wußte.
Zuerst sahen wir Janes Wagen.
Der alte VW war am Straßenrand abgestellt worden und sogar halb in den Graben gefahren. Wir rollten langsam daran vorbei.
»Geschickt gemacht«, lobte Suko.
Ich sagte nichts. Es dauerte nur noch zwei Minuten, bis wir unser Ziel erreichten.
Der Bentley rollte im Schrittempo auf den Gutshof. Alte, knorrige und jetzt blattlose Bäume standen vor dem Haus und breiteten ihr weit verzweigtes Astwerk aus, das an manchen Stellen ein schützendes Dach bildete.
Im Sommer konnte es hier sicherlich richtig gemütlich sein, doch ich wußte, daß hinter der Idylle das Grauen lauerte.
Wir stiegen aus.
Keiner von uns sagte ein Wort. Suko und ich wußten, daß wir uns aufeinander verlassen konnten. Schulter an Schulter schritten wir auf die Haustür zu.
Im Haus brannte Licht. Mehrere Fenster waren in der unteren Etage erleuchtet. Vor dem Haus war es so kalt, daß uns der Atem fast vor den Lippen gefror.
Ich suchte nach einer Klingel, fand sie und vergrub den Knopf unter meinem Daumen.
Erst geschah nichts.
Dann Schritte.
Zögernd… Aber sie näherten sich der Tür. Im nächsten Augenblick wurde sie spaltbreit geöffnet.
Ich sah ein Gesicht. Das Gesicht einer alten Frau. Vergrämt, bitter, mit nach unten gezogenen Mundwinkeln.
»Ja?« fragte sie lauernd.
»Dürfen wir eintreten? Es geht um folgendes: Wir suchen eine gewisse Miß Collins. Sie mußte nach unseren Informationen bei Ihnen sein.«
»Nein!« Die Antwort klang hart und endgültig. Wie endgültig bewies die Lady, als sie die Tür zuknallte. Weder Suko noch ich reagierten schnell genug.
»Verdammt!« entfuhr es mir. »Damit hätte ich rechnen müssen!«
Suko hob die Schultern. Er war bereits einige Schritte zurückgegangen und suchte nach einem Einstieg. Daß diese Lady etwas zu verbergen hatte, war auch ihm klar.
Und dann geschah etwas, womit Suko und ich nicht im Traum gerechnet hätten. Rechts neben der Tür zersplitterte eine Fensterscheibe. Als wir hinschauten, sahen wir das Gesicht der Lady,

aber auch noch mehr.

Die Mündung einer Pistole lugte über das Fensterbrett hinweg, und die Lady stieß einen bösen Fluch aus, bevor sie den Finger krümmte und kurzerhand abdrückte.

***

Wuchtig rammte Lady Gowan die Tür wieder zu. Ihr Gesicht hatte sich verzerrt. Es bildete eine Fratze aus Wut und Haß. Sie wußte genau, weshalb die beiden Typen da draußen aufgetaucht waren, aber sie würden sich wundern.

Zur Hölle sollten sie fahren. Erst sie und dann die verfluchten Weiber.

Die Pistole lag griffbereit neben der Tür.

Lady Gowan packte die Waffe, schwang sie hoch und zertrümmerte mit einem Rundschlag das Fenster neben der Tür. Die Scherbenreste segelten nach draußen. Die Lady ging in die Hocke, sah die Umrisse der Besucher, legte die Waffe an und begann zu feuern.

Vor der Mündung blitzten rotweiße Feuerblumen auf. Die Kugeln umschwirrten die Besucher wie bösartige Hornissen.

Lady Gowan ließ den Finger nicht vom Abzug. Sie lud blitzschnell nach.

Einer der Männer machte einen gewaltigen Bocksprung, der andere fiel zu Boden und rollte ein Stück weiter.

Geschafft?

Die Lady hoffte es. Sie zog sich hastig vom Fenster zurück. Die Waffe steckte sie ein, dann durchquerte sie den unteren Raum und jagte die Treppe hoch. Soviel Elastizität hätte man einer Frau in ihrem Alter gar nicht zugetraut. Sie lief schneller als manch jüngere.

Ihr Ziel war der Raum mit den Särgen. Dabei hätte sie natürlich den normalen Weg durch den Keller nehmen können, doch sie wußte nicht, wie die Lage dort aussah. Vielleicht warteten die beiden Weiber nur auf so etwas, demnach war es besser, den etwas längeren, dafür sicheren Weg zu nehmen.

Sie stürmte in das Zimmer, wo Linda das Skelett entdeckt hatte. Es stand noch immer im Sarg und bleckte die Hereinkommende höhnisch an.

Die Lady hatte keinen Blick dafür. Ihre Sorgen waren andere. Und das Skelett hatte für sie keinerlei Bedeutung. Es war nur mehr ein Dekorationsgegenstand.

Sie hob die Klappe hoch.

Bevor sie hinunterstieg, schaute sie noch in den Schacht hinein. An seinem Ende schimmerte Licht. Die Lady hatte es nicht angezündet. Sie mußte davon ausgehen, daß die Mädchen ihre Sargkammer gefunden hatten.

Für einen Moment zögerte sie. Das allerdings war nicht vorgesehen, doch zu ändern war es nicht mehr, und die beiden würden so oder so die Konsequenzen tragen.

Lady Gowan kletterte hinunter. Wie sie das machte, bewies, daß sie den Weg nicht zum erstenmal in ihrem Leben ging. Sie bewegte sich wie ein Profi. Geschmeidig und glatt, fand trittsicher jedes Steigeisen und turnte immer mehr dem geheimnisvollen Keller entgegen…

***

Ich war von der Brutalität dieser Frau geschockt und wollte einfach nicht glauben, daß die Lady auf uns feuerte.

Doch das Krachen der Waffe belehrte mich eines Besseren.

Ich sah die Mündungsblitze und hatte nur noch eine Chance, um den mörderischen Kugeln zu entgehen.

Der tote Winkel!

Mit einem kurios aussehenden Bocksprung warf ich mich nach vorn und prallte neben der Tür gegen die Hauswand, wobei ich mich gleichzeitig zusammenfallen ließ und meine Beretta zog.

Suko hechtete über den Boden. Er kam mit der Schulter auf, rollte sich geschickt ab, während die Geschosse auf die hartgefrorene Erde klatschten.

Der Feuerüberfall dauerte Sekunden, die sich endlos dehnten.

Sie machte nicht den Versuch, sich weiter aus dem Fenster zu beugen und dicht an der Mauer entlangzuschießen.

Dann hätte sie mich treffen müssen!

So rasch, wie das Feuer aufgeflackert war, verstummte es auch wieder.

Durch die zerbrochene Scheibe hörten wir die Schritte der Lady. Sie floh.

Suko stand auf, und auch ich kam auf die Beine.

Mein Partner schaute mich an. »Teufel, das war haarscharf. Hätte nie gedacht, daß die Frau so reagiert.«

Ich nickte. »Da sagst du was.«

Der Chinese deutete auf das Fenster. »Wir müssen da hinein. Die Tür ist zu stabil.«

Ich stand bereits dort. Mit dem Pistolenlauf schlug ich letzte Scheibenreste aus dem Rahmen.

Zuerst stieg ich ein. Es war einfach, denn ich faßte durch die Öffnung, drehte von innen den Hebel um, so daß ich das Fenster aufziehen konnte.

Suko folgte mir.

Von der Lady war natürlich nichts zu sehen. Sie hatte sich zurückgezogen. Fragte sich nur, wohin?

»Keller?« Suko schaute mich an.

Ich nickte.

Eine Minute später hatten wir die Tür gefunden. Sie war abgeschlossen.

»Wir könnten das Schloß aufschießen«, meinte der Chinese.

Dagegen hatte ich etwas. »Keine Munitionsverschwendung.«

»Aber die Tür bekommst du so nicht auf«, meinte der Chinese.

Ich drehte den Kopf und schaute zum Kamin hin. Dort fiel mir der schwere Schürhaken auf.

»Damit könnte es gehen.«

Suko holte ihn schon. Er grinste. »Ein wirklicher Hammer.« Dann holte er aus und schlug zu.

Wuchtig hämmerte er gegen die Tür.

Suko schlug wie ein Uhrwerk, bewies, welch eine Kraft in ihm steckte.

Ich deckte ihm inzwischen den Rücken, denn ich traute der Lady ohne weiteres ein nächstes Attentat aus dem Hinterhalt zu. Vor allen Dingen behielt ich die Treppe im Auge.

Lady Gowan zeigte sich nicht.

Wieder holte Suko aus und schleuderte seinen Arm mitsamt dem Schürhaken nach vorn.

Ungeheuer wuchtig krachte das Eisen gegen die Türmitte, wo es bereits das Holz eingerissen hatte. Dieser Schlag reichte endgültig. Latten brachen, knirschten in der Verankerung, so daß wir sie nur noch herauszubrechen brauchten.

Der Weg war frei.

Suko hatte den Schürhaken zur Seite geworfen. Er hielt die Dämonenpeitsche in der rechten Hand und in der linken die mit Silberkugeln geladene Pistole.

Seine Beretta, denn Suko konnte sich nicht mit bloßen Fäusten gegen die Mächte der Finsternis verteidigen.

Ich ging voran.

Mein Kreuz hing vor dem Mantel. Das Silber strahlte matt. Das Licht an der Decke wies uns den Weg. Die Stufen waren hoch und nicht leicht zu begehen.

Vor der Treppe blieb ich stehen.

Wir befanden uns am Beginn des Kellergangs und konnten erkennen, daß die Türverschläge zu den einzelnen Verliesen herausgebrochen waren.

Ein Drama hatte sich dort abgespielt.

Aber: wo steckte Jane?

Laut rief ich ihren Namen!

Nicht sie antwortete, sondern ein hämisches, triumphierendes Lachen. Ausgestoßen hatte es Lady Gowan!

***

Die beiden Monster drängten sich in der Tür. Sie stierten Jane Collins an, und ihr war klar, daß sich ihre und die Überlebenschance des Mädchens auf einen Bruchteil verringert hatte.

Sechs Zombie standen den beiden gegenüber.

Eine Horror-Macht, der sie nichts entgegenzusetzen hatten.

Die anderen vier wollten ebenfalls in den Kellerraum. Sie drängten die beiden an der Tür nach vorn, um sich Platz zu verschaffen.

Jane Collins sah nur noch die Flucht als einzige Möglichkeit. Nur wohin sollte die Detektivin fliehen?

Ihre Blicke irrten durch den unheimlichen Kellerraum. Der Schacht fiel ihr ein. Hatte sie nicht dort im Innern die Eisen einer Steigleiter gesehen? Und waren sie und Linda nicht schneller als die Untoten mit ihren mechanisch wirkenden Bewegungen?

Ja, das war die letzte Chance.

Keine Sekunde durfte mehr verloren werden, denn die Zombies drängten jetzt vollständig in das Gewölbe hinein und bauten einen Halbkreis um die beiden Frauen.

Der Weg zurück war noch frei!

Jane Collins drehte sich und schob gleichzeitig Linda Brown zur Seite. »Komm mit!« schrie sie das Mädchen an. »Du darfst jetzt nicht aufgeben.«

Linda nickte, ohne verstanden zu haben.

Jane zog sie auf die Ecke des Kellers zu, wo sich auch die Schachtöffnung befand.

Die Zombies merkten, was die beiden Frauen vorhatten, und bewegten sich schneller.

Trotz ihrer Plumpheit kamen sie Jane Collins viel zu rasch näher. Sie wankten und stolperten an den Särgen vorbei, hielten die Arme ausgestreckt, und aus ihren Mäulern drangen unartikulierte gräßliche Laute.

Jane Collins schlug Linda ins Gesicht, weil sie sich noch immer nicht rührte.

Der Schlag weckte sie.

»Schieb einen Sarg heran!« schrie Jane, die sah, daß die Entfernung zwischen dem ersten Steigeisen und dem Boden viel zu groß war, um sie mit einem Sprung zu erreichen.

Linda Brown gehorchte, stellte sich dabei sehr ungeschickt an, so daß Jane Collins ihr helfen mußte. Gemeinsam schoben sie den schwarzen Holzsarg soweit vor, daß er genau unter der Luke stand.

»Hinauf mit dir!« befahl Jane.

Linda kletterte auf die Totenkiste, streckte beide Arme aus, doch die erste Sprosse erreichte sie nicht.

»Du mußt springen!« fuhr die Detektivin sie an. »Los, mach schon!« Sie selbst konnte sich nicht mehr um das Girl kümmern, denn der

erste Untote hatte sie fast erreicht. Noch ein letzter Schritt, dann hatte er sie.

Jane Collins nahm alle Kraft zusammen, legte die Fäuste aneinander und drosch sie wuchtig gegen die zugreifende Hand des Zombies.

Das Horror-Wesen flog zurück. Es schüttelte dabei sinnlos den Kopf und fiel gegen einen anderen Zombie, der das Gleichgewicht nicht halten konnte und gemeinsam mit dem ersten zu Boden ging.

Ein paar Sekunden hatte Jane Collins Luft.

Sie wandte sich wieder dem Girl zu.

Linda jammerte und schluchzte. Sie hatte es trotz eines verzweifelten Sprungs nicht geschafft, an das letzte Steigeisen zu gelangen. Immer wieder rutschte sie ab.

Kurzentschlossen packte Jane sie an der Hüfte und hievte sie hoch. »Greif endlich zu!«

Diesmal schaffte Linda es.

Eisern hielten ihre Hände fest. Jane drückte noch einmal nach und gab dem Mädchen genügend Schwung, so daß es ihre Beine anziehen und in den Schacht klettern konnte.

Linda war vorerst gerettet.

Dachte Jane…

Sie selbst konnte ihr nicht nachklettern, denn die Untoten waren da. Einer hatte sich auf den nächsten Sarg gestellt und ließ sich kurzerhand auf Jane Collins zufallen. Die Detektivin sah den Angriff nicht, weil er hinter ihrem Rücken geschah.

Sie spürte nur den ungeheuren Stoß, fiel nach vorn, fing sich jedoch und fühlte den Klammergriff um ihren Hals.

Der Untote würgte sie.

Auf einmal wurde ihr die Luft knapp.

Jane Collins riß die Hände hoch, bekam auch den würgenden Arm zu packen und wollte ihn zur Seite reißen, doch der Zombie besaß die Kraft der Hölle.

Er lockerte den Griff nicht.

Panik flackerte in Jane Collins hoch.

Inzwischen hatten sich die restlichen fünf Untoten um den Einstieg geschart. Sie schauten nach oben, heulten und jaulten. Mit tapsigen Bewegungen streckten sie ihre Arme aus und versuchten, die unterste Sprosse zu fassen, was ihnen nicht gelang. Einer verlor das Gleichgewicht und rutschte von dem Sargdeckel.

Jane Collins fiel ein alter Judogriff ein. Vielleicht nutzte der etwas.

Sie machte einen Buckel, drehte sich halb, hob den Zombie hinter ihr dadurch hoch und schleuderte ihn über ihre Schulter.

Schwer krachte er zu Boden. Mit dem Hinterkopf schlug er gegen eine Sargkante. Es gab ein hohles Geräusch, mehr allerdings nicht, der Zombie stand sofort wieder auf.

Jane schaute sich um.

Der Weg zur Tür war frei. Die Untoten hielten sich nur in Nähe der Luke auf.

Die Detektivin sprintete los. Doch ihre Reaktion kam viel zu spät! Gleich zwei Zombies rochen ihr Vorhaben, warfen sich gemeinsam vor und bekamen Jane mit ihren Klauen in Höhe der Hüfte zu packen. Sie schleuderten sie zu Boden.

Mit der rechten Hand gelang es Jane, sich abzustützen, so daß sie nicht aufs Gesicht fiel. Sofort drehte nie sich herum und sah den Horror-Gestalten entgegen, die sich auf sie zuschoben.

Aus dieser Perspektive gesehen wirkten sie noch riesiger und wuchtiger, auch noch angsteinflößender.

Jane begann zu zittern.

Wie ein waidwundes Tier rutschte sie auf die Wand zu und spürte bald die Kühle der Mauer in ihrem Rücken.

Mit unmenschlicher Kraft riß sie sich hoch und kam wieder auf die Beine.

Linda hatte sich retten können, doch sie?

Nein, es war ein Trugschluß. Das Girl hatte es nicht geschafft. Jane hörte einen dumpf klingenden Schrei, dann die haßerfüllte Stimme der Lady, und im nächsten Augenblick fiel Linda Brown aus dem Schacht. Sie prallte hart auf den Sargdeckel, schrie auf, verzog ihr Gesicht vor Schmerzen und kippte zur Seite. Mit beiden Händen hielt sie sich den rechten Knöchel.

Die Zombies hatten ihren Angriff gegen Jane Collins gestoppt. Sie wandten sich dem neuen Opfer zu.

Einen Herzschlag später tauchte auch die Lady auf. Sie ließ sich ebenfalls fallen, fing den Sprung aber geschickt ab und drehte sich, wobei sie die Pistole in Anschlag hielt.

Höhnisch kicherte sie auf. »Wen haben wir denn hier alles? Unsere beiden Täubchen und meine Freunde. Na, wenn das kein Fest für uns wird, nicht wahr…?«

***

Die Zombies taten nichts mehr. Sie schauten nur ihre Herrin an, die ihre Pistole im Kreis schwenkte und einmal Linda, dann wieder Jane damit bedrohte.

Lady Gowan hatte gewonnen.

Das gab sie auch deutlich genug zu verstehen.

»Wir werden Hochzeit feiern«, frohlockte sie. »All meine sechs lieben Männer und ich. Und ihr beiden seid dazu als Opfer ausersehen. Wie sehr wird sich der Satan freuen? Ja, Asmodis ist mein eigentlicher Herr und Meister. Er wird mich schützen!« Wieder kicherte sie und schaute Jane an.

Die Detektivin hielt dem Blick stand. Sie schaute in ein verzerrtes Gesicht mit blutunterlaufenen Augen, die Visage einer Wahnsinnigen. Diese Frau konnte man nicht mit menschlichen Maßstäben messen. Sie war nicht besser als ihre Freunde, die lebenden Toten.

»Hochzeit!« hechelte sie. »Ich feiere wieder Hochzeit.« Rasch schaute sie jede einzelne Schreckensgestalt an. »Ja, ihr Lieben, ihr seid meine Männer, und ich schenke euch die beiden Weiber da.«

Die Zombies horchten auf. Diese Worte hatten sie regelrecht munter gemacht.

Jane Collins glaubte sogar, den dumpfen Schleier vor ihren Augen wegwischen zu sehen, doch das konnte auch eine Einbildung sein.

»Nehmt sie!« kreischte die Lady wild. »Und macht mit ihnen, was ihr wollt!«

Darauf hatten die Zombies gewartet. Von allein unternahmen sie nichts, wenn ihre Herrin in der Nähe war. Nun aber durften sie angreifen, was sie auch taten.

Sie teilten sich. Drei von ihnen schritten auf Jane Collins zu, die anderen auf Linda Brown.

Die Detektivin wurde steif vor Angst, als die Untoten sich bückten, sie anfaßten und sie die kalten, widerlichen Totenfinger auf ihrem Körper spürte.

Sie faßten überall hin, der Ekel stieg in Jane hoch, und als Hände nach ihren Achselhöhlen griffen und sie aufnahmen, schloß sie ergeben die Augen.

Jane Collins konnte nicht mehr.

Die übrigen drei Zombies beschäftigten sich mit Linda Brown. Das Girl bebte am gesamten Körper. Ihre Zähne klapperten wie im Fieber aufeinander.

Auch sie zerrte man hoch.

Gierige Fratzen tanzten vor den Gesichtern der Frauen. Modergeruch strömten die Untoten aus. Sie zerrten in den Haaren ihrer Opfer, heulten und jaulten.

»Ja!« zischte die Lady, »so ist es richtig. So will ich es haben. Eine Hochzeit für mich. Eine herrliche Hochzeit. Meine sechs Männer vereint mit jungen Frauen…«

Sie tanzte wie eine Verrückte und lachte diabolisch auf. Speichel lief über ihre Lippen und rann am Kinn entlang. Dann flehte sie den Satan an. Die Lady hob den Kopf hoch und starrte zu der Teufelsfratze hinauf.

»Asmodis, nimm deine Opfer! Nimm sie an, und gib mir die Kraft!«

Das war der Moment, in dem wir das Kellerverlies stürmten…

***

Mit einem Blick übersah ich die Situation. Und sofort wurde mir klar,

daß die beiden Frauen in Lebensgefahr schwebten.
Ich kümmerte mich nicht um die Lady mit ihrer Waffe, sondern kam wie ein Unwetter über die lebenden Toten. Außerdem war die Frau viel zu überrascht, um abzudrücken.
Ich schlug zu. Räumte mit dem Lauf der Beretta auf. Traf Köpfe, Brustkörbe und Schultern.
Die Zombies wurden von meinen wuchtigen Schlägen zurückgetrieben. Sie fielen über die Särge.
Jane hatte ich Luft verschafft.
Blieb noch Linda.
Das Mädchen lag am Boden. Drei Untote beugten sich über sie. Bei ihnen nahm ich die Füße zu Hilfe.
Die Zombies flogen nach allen Seiten weg. Sie versuchten sich zu schützen, doch ihre Bewegungen waren zu langsam. Ich rettete Linda vor einem schrecklichen Tod. Sie starrte mich mit ihrem Blick an.
Ich wirbelte herum, von einem fürchterlichen Schreien aufgeschreckt.
Die Lady hatte jetzt erfaßt, daß sie sich auf der Verliererseite befand.
Sie riß die Waffe noch.
Da kam Sukos Karatetritt.
Der Chinese traf genau.
Die schwere Waffe wurde Lady Goman aus den Händen gewirbelt und fiel scheppernd zu Boden.
»Nein!« heulte sie. »Nein…!«
Sie wollte auf die Pistole zurennen und nicht aufgeben, doch ich war schneller, sprang ihr in den Weg und schleuderte sie aus dem Verlies.
Draußen im Gang fiel sie zu Boden und blieb liegen.
»Schaff du die Mädchen raus!« brüllte Suko mir zu. »Ich nehme die Zombies!«
Suko hatte nicht zu viel versprochen, denn er besaß die Dämonenpeitsche.
Jane hatte sich wieder einigermaßen gefaßt und lief von allein in den Kellergang.
Ich schnappte mir Linda Brown.
Zwei Untote attackierten meinen Partner. Das bekam ich aus den Augenwinkeln mit.
Suko schlug mit der Peitsche zu. Er haute ihnen die Riemen um die Ohren. Ich hörte die klatschenden Geräusche, dann das Wehklagen, das mich an das Jaulen von Hunden erinnerte, und sah, wie sich die beiden Horror-Wesen in einer stinkenden Schwefelwolke auflösten.
Mit Linda auf dem Arm hetzte ich zur Seite.
Ein Zombie stellte sich mir in den Weg. Mein Fußtritt warf ihn zurück.
Hinter mir kämpfte Suko, Er begleitete jeden Schlag mit einem

Karateschrei.

Ich legte Linda ab, schaute Jane kurz an und rannte wieder zurück.

Ich wollte Suko helfen, doch es war nicht mehr erforderlich. Der Chinese hatte gewonnen.

Träge zogen die Schwefeldämpfe durch den Raum. Ein letztes Mal schlug Suko zu. Diesmal zielte er gegen die Decke, wo er die Teufelsfratze gesehen hatte.

Es zischte auf, stank nach Verbranntem, dann war es vorbei.

Seite an Seite verließen wir den Keller.

Jane wartete auf uns. Sie hielt Linda umklammert, während warme Tränen über ihr Gesicht rannen.

Ich versuchte ein Lächeln. Es mißlang. Noch zu sehr stand ich unter der Anspannung der letzten Minuten.

Mein Herz hämmerte wild, und ich spürte das Brennen auf meiner rechten Wange.

Jetzt trat die Narbe wieder deutlicher hervor. Das geschah immer dann, wenn ich innerlich stark erregt war.

Suko schaute sich um. Er fluchte.

»Was ist?« fragte ich.

»Die Lady ist weg!«

***

Mein Partner hatte recht. Lady Gowan war nirgendwo zu finden. Sie hatte sich klammheimlich aus dem Staub gemacht. Ich schaute Jane Collins an.

»Nein, John, ich habe auch nichts gesehen.«

Das hatte uns gerade noch gefehlt. Ausgerechnet die Hauptperson des Falles war verschwunden. Schon mehrmals war uns ein Gegner durch die Lappen gegangen. Ich brauchte da nur an Grimes, den Ghoul, zu denken. Ihn suchen wir heute noch.

»Bleib du bei den Frauen«, rief ich Suko zu und stürmte bereits in Richtung Treppe, bevor mein Partner protestieren konnte. Die Beretta hielt ich in der rechten Hand, während ich drei Stufen auf einmal nahm.

Ich hoffte nur, daß ich die Waffe nicht einzusetzen brauchte.

Sekunden später stand ich in der Eingangshalle. Durch das zerstörte Fenster pfiff der kalte Winterwind. Er erinnerte mich daran, daß es noch etwas anderes gab, als dieses verdammte Kellergewölbe mit den Untoten darin.

War Lady Gowan nach draußen geflüchtet?

Ich mußte es annehmen und wollte schon nachschauen, als ich oben von der Treppe her ein Geräusch vernahm.

Auf halber Strecke blieb ich stehen und wandte den Kopf.

Die Lady stand auf dem Geländer am ersten Treppenabsatz. Furchtlos

schaute sie mich an. Doch dieser Anblick war es nicht, der mich so entsetzte, denn um ihren Hals hatte sich die Frau eine Henkersschlinge geschlungen. Das Ende der Schlinge war um einen Geländerpfosten geknotet. Die Frau wollte Selbstmord begehen.

Ich hob die Arme. »Nicht!« schrie ich. »Um Himmels willen, lassen Sie das!«

Sie lachte mir ins Gesicht und brüllte mit sich überschlagender Stimme: »Ich gehe zum Teufel!«

Dann sprang sie.

Ich startete, jagte die Treppe hoch zu spät.

Lady Gowan hatte sich vor meinen Augen gerichtet. Ihre Füße pendelten einen Yard über dem Boden. Als ich nach dem Puls fühlte, spürte ich nichts mehr…

***

Wir verließen das Haus des Schreckens. Was damit geschah? Ich wußte es nicht. Es brauchte mich auch nicht zu interessieren. Jane Collins wollte ihren VW später abholen, wir stiegen in meinen Bentley.

Die Detektivin saß mit Linda Brown im Fond. Das Mädchen war noch nicht richtig zu sich gekommen. Noch immer stieß sie Schreie aus, hatte wahnsinnige Anfälle und eine schreckliche Angst. Ich hoffte, daß die Ärzte ihr helfen konnten.

Der ganze Fall hatte noch ein kriminalistisches Nachspiel. Es ging um das Gold.

Kollegen von mir fanden heraus, daß Alfonso Scorpio tatsächlich einen schwunghaften Goldhandel betrieben hatte. Damit verdiente er mehr als mit dem Verkauf von Holz. Die Mafia war ihm auf die Schliche gekommen und wollte an seinem Geschäft teilhaben. Da sich Scorpio weigerte, griffen die Mafiosi zu harten Gegenmaßnahmen.

Nun, wir hatten Schlimmeres verhindern können, und die Konkurrenzbande war auch erst mal aus dem Feld geschlagen. Es würde eine Zeit dauern, bis sich wieder eine neue etabliert hatte.

Bei Dämonen und anderen finsteren Mächten ging das schneller. Sie waren so zahlreich wie die Sandkörner am Strand von Brighton. Und deshalb würden Leute wie Suko, Bill Conolly und ich wohl niemals zur Ruhe kommen.

Das war unser Schicksal…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 12 »Lebendig begraben«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 92 »Einsatz der Todesrocker«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 78 »Der Todeszug«